Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

<36620207020018

Seine Schuld.

Roman

von

J. Boy-Ed.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1885.

VII.

Eine Reise, an einem Wintertage, allein von Hamburg nach Dresden, das sollte lauter öde, inhaltlose Stunden bedeuten. Ja, wenn eine Reise nur schön ist durch herrliche Landschaften, die das Dampfroß durcheilt, durch liebenswürdige Gesellschaft, die plaudernd an unserer Seite sitzt, dann mußte diese zehnstündige lange Fahrt zehn Stunden der Langenweile für Lilly Erhard bedeuten. Aber wenn es wahr ist, daß die Dinge sich uns nicht so darstellen, wie sie sind, sondern vor uns in dem Licht erscheinen, welches aus unserer Seele heraus auf sie fällt, so ist diese Wahrheit vor Allem auf das Reisen anzuwenden.

Traurige oder müde Menschen jagen still und schläfrig durch paradiesische Gefilde; junge, losgelassene, freiheitstrunkene Reisende — sie haben nicht immer noch braunes Haar und frische Wangen — suchen mit Entdeckerdurst auch Schönheiten in weiten Haidestrecken. Die Romantik sitzt nicht zwischen Felsabstürzen und Wildbächen verborgen, sie wohnt in der Seele des Reisen=

den. Die Langeweile thront nicht auf den ebenen, umgeackerten Landstrichen, sie sitzt in der Seele des Reisenden. Jedem, der sich dem rasenden Ungeheuer anvertraut, das unser Jahrhundert erfand, sagt der monotone Lärm der rollenden Räder ein anderes Wort. Dem Einen singt es vom Abschied, der genommen ward; dem Anderen vom Wiedersehen, dem er entgegen rollt. Diesem erzählt es von der Freiheit der Ferien nach lästigem, ermüdendem Beruf; Jenem von der Sorge, die seiner Reise Grund und Ziel ihm bringt; und fast immer ist es die Erwartung, welche in der monotonen und doch so unendlich reichen Melodie den Grundton bildet.

Lilly Erhard, das junge Menschenkind mit dem ungeduldigen Herzen und dem großen Durst nach Schönheit, fuhr ganz allein durch den frostklaren Wintertag in ihre Zukunft hinein. Der Abschied von der Schwester, deren Kindern, ja sogar von ihrem Schwager wurde ihr wider Erwarten sehr schwer. Die heftigen Thränenfluthen versiegten indeß vor den übertriebenen Mahnungen Heinrich's, kein Gepäck zu verlieren, wo ja gar keine Gelegenheit zu Verlusten war, weil Lilly nicht umzusteigen hatte. Auch wurde ihr eingeschärft, wie sie sich zu benehmen habe, wenn durch einen unglücklichen Zufall Herbert etwa nicht in Dresden am Bahnhof sei. Es fehlte nur, daß

Heinrich Brückner noch Anweisungen für den Fall einer Zugentgleisung gab. Er zerstörte die Poesie des Abschiedes, gab dafür Lilly aber eine ganz heitere Haltung, die sich, sobald der Zug in Bewegung war und die winkenden Familienmitglieder hinter dem, den Perron abschließenden Wasserthurm verschwanden, in brennende Ungeduld verwandelte. Lilly ordnete mehrmals ihr Handgepäck um, schaute bei jeder Station zum Fenster hinaus, um zu fragen, wann man in Dresden sei, versuchte zu schlafen und sah fortwährend nach der Uhr. Als sie dann vor Lehrte schon all ihren Reiseproviant verzehrt hatte, faßte sie sich in Geduld, rückte sich in ihrer Ecke zurecht, wischte mit dem befranzten Ledergurt des Fensters das beschlagene Glas klar und schaute in die Welt hinaus.

Weite weiße Flächen flogen, kaum unterbrochen durch einen mit Schlehen- und Haselbüschen eingefaßten Landweg, vorüber, fern am Horizont blaute ein dunkler Streifen, der Wald sein mochte. Ein Schwarm Krähen hob sich einmal wie ein schwarzes Laken in die helle Winterluft, das Brausen der Räder verschlang ihr Kreischen. Da ein Dorf — weiß belastet waren die schrägen Strohdächer, Rauch, aus halboffenen Scheunthoren kommend, ballte sich über dem Häuserhäuflein zusammen. Vorüber, — unfern auf dem Weg, der zu dem eben gesehenen Dorf führen

mochte, war ein Wagen; er schien still zu stehen, weil er sich langsamer bewegte, als der Zug; ein Mann saß darauf, sah sich um nach der vorbeikeuchenden Wagenschlange und hob über dem aufbockenden Pferde die Peitsche. Auch vorüber — wieder weite, weiße Flächen und fern ein blaudunkler Waldstreifen. Ein Hase floh über den Schnee.

Lilly sah ihm nach, sah zum blauen Himmel hinauf, schloß die halb vom Schnee geblendeten Augen und jubelte:

„O, wie schön ist die Welt!“ —

Der kurze Tag floh zu Ende, es ward die frühe Winternacht und endlich blinkten rechts und links und fern und nah so viel Lichter, weiß, roth und grün, auf, daß Lilly begriff, der Zug fahre in den Bahnhof ein. Die drei oder vier Minuten wurden ihr zu einer größeren Ewigkeit, als der ganze Tag. Endlich, endlich — Herbert. Da stand er, allein, groß, schön, etwas schmäler, als Lilly ihn zuletzt gesehen. Sie hing an seinem Halse, sie weinte Thränen der hellsten Freude.

„Helene läßt Dich grüßen und Heinrich. Und ich habe Dir auch Epheu mitgebracht von dem Grabe der Mutter,“ schluchzte sie.

„Nur ruhig,“ mahnte Herbert, den ihr Gebahren ein wenig vor den Leuten genirte. Er kam sich un=

geheuer väterlich vor, als er dann das holde Wesen an seinem Arm davon führte. Er leitete sie an die Equipage der Baronin, setzte sich zu ihr und nahm ihre Händchen. Man wartete ziemlich lange, bis Just das Gepäck herbeischaffen ließ.

„Ich werde Deiner Empfehlung keine Schande machen," versicherte Lilly im heiligen Ernst aller möglichen guten Vorsätze; „sage mir nur, ist es eine alte oder junge Dame? Ist sie häßlich oder schön? Ist es ein vornehmes Haus? Werde ich viel Gehalt bekommen? Heinrich sagt, es sei besser, wenn das Haus nicht so vornehm sei, damit ich nicht so viel für Kleidung verausgabe und sparen kann. Denn sparen muß ich, sagt Heinrich."

„Alles, was Heinrich sagt, hat über die Grenzen der Töpfertwiete hinaus kein Gewicht," sprach Herbert heiter. „Du bekommst gar keinen Gehalt, sondern befindest Dich in einer zwanglosen, kaum als dienend zu bezeichnenden Stellung im Hause der schönen, vornehmen Baronin Sliko, welche noch nicht so alt wie Helene ist und ohngefähr achtundzwanzig Jahre zählen kann."

„Ja," sagte Lilly ganz verdutzt, „was soll ich denn bei ihr — wovon werde ich mich denn kleiden, Du weißt, daß mir vom Himmel hernieder keine schö=

nen Roben auf den Kopf fallen und daß nicht eine Fee meine Pathe war."

„Kleine," lachte Herbert, „Du hast einen Bruder, der für Dich sorgen wird. Und der Baronin sollst Du heiter, schwesterlich Gesellschaft leisten. Ich bitte Dich besonders, nimm Dich des kleinen Wolf an, des einzigen Sohnes der Baronin, der mein Patient ist und den ganz gesund und frisch zu machen unsern vereinten Kräften gelingen wird; das arme Kind ist ein wenig melancholisch."

„Wenn der Junge hübsch ist, will ich gut zu ihm sein, sonst kann ich es nicht versprechen, da ich häßliche Kinder nicht leiden mag. — Aber ist denn kein Baron da? Ist die junge Frau schon Wittwe?" fragte Lilly.

„Wie kommst Du zu dieser drolligen Vorstellung? Gewiß ist ein Baron im Hause, ein alter, würdiger Herr!"

„Nun, Du sagtest kein Wort von ihm und der Mann ist doch immer die Hauptperson im Hause."

„Sagt Heinrich," fügte Herbert hinzu. Er war roth geworden.

Da kam Just mit dem Koffer. Die Equipage rollte davon. Lilly drückte ihr Gesichtchen gegen die Scheiben und war sehr enttäuscht, daß in der späten Abendstunde schon der Lichterglanz der Läden erloschen

und überhaupt das Straßenleben stiller war, als sie sich gedacht. Herbert sagte ihr, daß Dresden nur in der Gegend, wo er wohne, einige Tagesstunden lang sehr lärmvoll und lebendig, sonst aber eine mehr ruhige Stadt sei, die ihr indeß wohl gefallen werde. Auf der Elbbrücke freute Lilly sich über das Wasser und den Lichterglanz an beiden Ufern und steckte das Köpfchen so lange zum Fenster hinaus, als die Fahrt über die Brücke dauerte. Dann nahm der Wagen seine Richtung zum Albertplatz.

„Ach, Herbert, was soll ich sagen? ich bin ein bischen bange."

„Sage, was Dir im Augenblick einfällt."

Das Thor öffnete sich vor ihnen, sie stiegen die Treppe hinauf.

Lilly schaute nicht auf das prächtige Treppenhaus, sie dachte: „ich werde sagen: Frau Baronin, Ihr Vertrauen ehrt mich sehr — oder nein: Frau Baronin, Sie werden ganz gewiß zufrieden sein, denn mein Bestreben wird so eifrig sich zeigen, daß Sie um meines Bestrebens willen meine schwachen Fähigkeiten nachsehen. Aber da merkt man, daß dies mir von Heinrich eingepredigt worden. Ich werde lieber blos sagen: Frau Baronin, ich bin noch sehr unerfahren, haben Sie doch Nachsicht."

Dabei blieb ihr Entschluß stehen, sie bewegte leise

die Lippen und sprach sich noch einmal vor: „Frau Baronin, ich bin noch sehr unerfahren, haben Sie doch Nachsicht.“

„Die Gnädige befinden sich schon im Salon,“ sagte die alte Maria, die gerade den Korridor entlang kam und das Fräulein sehr freundlich ansah.

Just öffnete dienstbeflissen die Thür.

„Das gnädige Fräulein und der Herr Doktor,“ meldete er.

Die Geschwister folgten ihm auf dem Fuße, Lilly mit schrecklichem Herzklopfen.

Mitten in ihrem gold- und seidegleißenden Rococosalon stand unter der Krystallkrone, von der herab flimmernder Lichtschein strahlte, die Baronin Hanna, schlank, dunkel, still. Lilly ging ihr entgegen, sah sich zaghaft im Zimmer um, schaute in die großen, merkwürdigen Augen der blassen Frau, die ihr jetzt die Hand hinstreckte, und diese Hand heftig ergreifend, rief sie:

„Ach Gott, ich habe solche Angst.“

„Weshalb? Vor mir? Vor der großen Stadt? Vor der neuen Welt? Tausend Mal Willkommen, Kleine. Sie sind hier nicht in der Fremde, Sie sind hier schon lange heimisch gewesen, ohne es zu ahnen.“

Hanna zog das Mädchen in ihre Arme in jäh aufflammender Zärtlichkeit; sie wollte einen Kuß auf

den jungen, rosigen Mund drücken, zugleich suchte ihr Blick Herbert. Ihre Augen trafen sich. Hanna erglühte, sie ließ Lilly, ohne sie geküßt zu haben.

„Ja, Lilly“, hob Herbert an, „schau nur einmal das Bild dort an der Wand — kennst Du es.“

Lilly that einen Schrei.

„Das bin ich — das bin ich“, jubelte sie auf. „O, wer konnte das malen?“

„Der Professor Müller. Weshalb hast Du meine Frage nicht beantwortet, ich schrieb Dir doch, ob Du ihn kennteſt?“

„Ach“, antwortete Lilly ungeduldig, „wenn ich einen so berühmten Maler gesehen oder gesprochen hätte, würde ich es Dir doch längst erzählt haben.“

„Waren Sie denn nicht einmal in Liebenstein zusammen?“ fragte die Baronin, indem sie fürsorglich Lilly Hut und Mantel abnahm und ihr dann liebevoll das Haar strich.

„In Liebenstein? Nein.“ Lilly sann ernsthaft nach. „Nein, dort war Mama so schwach, daß wir außer dem Herrn Stephan keinen Menschen kennen lernten, weil Mama das Gärtchen hinter unserem Hause kaum verlassen konnte.“

Die Baronin zog Lilly neben sich auf das Sopha, Herbert nahm neugierig ihnen gegenüber in einem Lehnsessel Platz.

„Herr Stephan — wer ist das? Weshalb sprachst Du nie von ihm — wie lerntet Ihr ihn kennen?“

In Lilly's leichtbeweglichem Gesicht kämpfte eine heitere Erinnerung mit einer noch gegenwärtigen Trauer.

„Ach“, sprach sie, „weshalb sollte ich Euch von Jemand erzählen, dessen Wesen man doch nicht mit Worten schildern kann. Meister Stephan wohnte in dem Hause nebenan; ich kletterte einmal in den Apfelbaum, welcher an der hohen, hölzernen Scheidewand zwischen den Gärten stand. Ich konnte nämlich klettern wie ein Junge, als ich noch kurze Kleider trug“, schaltete sie vergnügt ein. „Da sah ich im andern Garten einen Mann, der mir lachend zusah. Ich lachte auch und warf ihm den Kornblumenkranz an den Kopf, den ich auf meinen Haaren getragen hatte.“

„Das war sehr unartig“, bemerkte Hanna lächelnd.

„Ja, ich bin immer sehr unartig gewesen, sagt Heinrich“, gestand Lilly reuevoll. „Kleiner Puck, wie heißt Du? komm herab“, rief der Mann. Ich rief zurück: „Bald werde ich fünfzehn Jahre und es schickt sich nicht, mich Du zu nennen.“ — „Also, kleines Fräulein, sind Sie ein Menschen- oder ein Elfenkind?“ Und ich sagte ihm, daß ich Lilly heiße und leider noch immer die Bänke einer höheren Töchterschule drücke, daß aber laut Aussage meines Schwagers

Heinrich nie Etwas nach mir kommen könne. Im Lauf der Unterhaltung machte Meister Stephan sich drüben aus Tischen und Stühlen eine Pyramide und konnte dieselbe ersteigen, um sich auf den Mauerkopf zu setzen. Wir schwatzten lange und ich sagte ihm alle meine Geheimnisse. Er erzählte mir, daß er der Photograph der Königlichen Hoheit sei, die eben in Liebenstein weile, und daß er jeden Tag fast ihr häßliches, langweiliges Gesicht photographiren müsse, was noch qualvoller sei, als ein schlechtes Buch zu lesen. Ich bat ihn, er solle mich auch photographiren, da lachte er und sagte, seine Apparate seien kaput. Mama war natürlich erst böse über die Bekanntschaft, dann aber kam Herr Stephan zu ihr, sie mußte ihn ebenso lieb haben, wie ich, und von da an sind wir mitsammen durch Feld und Wald gestreift. Er hat mich getragen, wenn ich müde war, er hat aufgepaßt, wenn ich im Walde unterwegs schlief, daß die Mücken mir nichts thaten, er war sehr, sehr gut mit mir. O, Sie sollten ihn kennen, Frau Baronin, er ist der beste von allen Menschen, die ich je gesehen. Und daß ich ihn vielleicht nie wiedersehe, ist schrecklich traurig. Aber er wollte uns nicht sagen, aus welcher Stadt er sei, es war manchmal wie ein Geheimniß um ihn."

„Wer weiß", sprach die Baronin, mit Herbert lächelnde Blicke tauschend, „ob das Glück Ihnen den

Herrn Stephan hier in der großen Stadt nicht in den Weg führt! Aber ich denke, lieber Doktor, unsere Kleine wird der Erholung bedürfen; sie muß speisen, ausruhen und dann den kleinen Wolf und den Baron kennen lernen. Sie sind entlassen und wir hoffen, Sie morgen Abend wieder zu sehen."

„Herbert verkehrt hier freundschaftlich im Hause?" rief Lilly vergnügt: „o, das ist schön, — so haben Sie mich wohl nur seinetwegen hierher gerufen?"

Diese einfache, harmlose Frage machte die Baronin Hanna verlegen.

„Lilly's Naivetät ist manchmal höchst peinlich", dachte Herbert.

„Ich gehe also," sprach er, „und überlasse Ihnen meine kleine Schwester. Seien Sie nachsichtig; sie hat keine gesellschaftlichen Erfahrungen und ich fürchte, ihre Manieren sind oft recht zwanglos."

Die Baronin schritt mit Herbert bis zur Thür.

„Keine Sorge", sagte sie leise, „von einem wilden Waldbach erwartet man keine glatte Fläche, sein Sprudeln ist gerade seine Schönheit."

Herbert ging, Unruhe im Herzen, Unruhe im Kopf. Sie war sein beständiger Genoß geworden, es war ihm immer heiß, fieberhaft in der Brust. Er überdachte, wie er so durch die hellen, menschenvollen,

eigenthümliche Fröhlichkeit athmenden Straßen ging, von denen das Zeugniß des Winterfriedens, der Schnee, längst nächtlicherweile fortgeschafft worden, gedankenvoll die letzten acht Tage. Sie schienen ihm wie ein wirrer Traum, und doch war wenig in ihrem Rahmen vorgegangen. Esther hatte er nicht mehr gesehen, sie war niemals zugegen, wenn er täglich sein Stündchen bei dem blinden Greis verbrachte. Roderich hatte sich unschwer bestimmen lassen, die Stellung als Vorleser anzunehmen. Der Professor begegnete dem Armen milde; seine übergroße Herzenshöflichkeit ließ es fast so scheinen, als habe er Roderich für ein täglich ihm — dem Blinden — gebrachtes Geduldopfer zu danken. Herbert konnte nicht unterlassen, eines Abends in die Wohnung des Jugendbekannten emporzusteigen, zu dem einzigen Zweck, die Frage an Roderich zu richten: „Wie gefällt Dir Esther, wie begegnet sie Dir?" Die Antwort hatte gelautet: „Sie ist sehr gütig zu mir, ich aber lebe in einem sonderbaren Kampf mit mir selbst; ich möchte ihr auch gut sein, aber mir ist, als wäre dieses Mädchen meine Feindin, als habe sie mir etwas geraubt. Ich hege ein heimliches und empörend ungerechtes Haßgefühl gegen sie." Herbert fand dafür schnell eine Erklärung: gegen ihr Wesen, dem die Selbstüberhebung ungeprüfter Tugend innewohne, lehne sich instinktiv jeder Mann auf. Es war ein Triumph für

ihn, daß Roderich auch die Empfindung einer Abneigung hatte. —

Die Thätigkeit Herbert's war in der vergangenen Woche sehr angestrengt gewesen, er freute sich darüber, denn er wünschte keine Zeit zum Nachdenken zu haben. Mühsam nur hatte er an den bestimmten Tagen die Stunde für die Poliklinik sich geraubt; zweimal traf er dort mit der Baronin Hanna zusammen, aber eigenthümlicherweise leistete die Gräfin Illingen der Baronin Gesellschaft, „um sie praktisch in dem Verkehr mit den Armen zu unterrichten".

Nun kam morgen der Tag, auf dessen Erscheinen Groß und Klein sich seit Wochen rüsteten. Es lebt wohl Niemand, dem die Weihnacht spurlos vorübergeht, der nicht dazu rüstete, wenn auch nicht mit Händen, so doch mit Gedanken. Keiner ist so einsam, daß er nicht für die heilige Nacht eine Erinnerung mit Liebe oder Trauer wieder wachrufen könnte, Keiner so hart oder leer im Herzen, daß er um solcher auferstehenden Erinnerung willen nicht die heilige Nacht mit Furcht oder mit Wehmuth erwartete: und an die blindesten Augen, an die verschlossensten Herzen rührt der Weckruf des frohen Rüstlärms, der, leise beginnend, allmählich zu eiliger Jagd anschwellend, vor dem Fest in allen Straßen jeder deutschen Stadt sich breit macht. Da gehen gute Geister auf dem Steinpflaster um, wo

sonst nur Eile, Gleichgiltigkeit, Faulheit und Laster einherschreiten; da gehen die Geister der Barmherzigkeit, des Frohsinns, der kindlich reinen Hoffnungen um und spenden und bitten und lachen mit hellen Augen. Es weht der Wind einer großen Verschwendung manche sparsamen Vorsätze um, aber den Thaten dieses Leichtsinnes folgt keine klägliche Reue; die Wonne des Gebens wird zum Rausch. Leute, die das ganze Jahr in dumpfen, modrigriechenden Stuben arbeiten und den Sinnenrausch, der aus üppigen Parfüms steigt, nicht kennen, werden zu feinfühligen, durstigen Genußmenschen, die nur den Genuß begehren, den Parfüm des Tannenbaumes in ihrer Stube um ihre Stirn wehen zu lassen. Männer, deren Zungen durch Bier und Tabak entnervt sind, haben Augenblicke der Gier nach dem in Bergen aufgestapelten Honigkuchen der Bude, an der sie zufällig vorbeischreiten. Frauen, welche den Schmutz und die Armuth hassen, weil sie ihr an Schönheit gewöhntes Auge beleidigen, nehmen lachend aus den unsauberen Händen armer, kleiner Buben häßliche Pflaumenkerle, die sie als spaßhaften Weihnachtsputz auf den Sammetteppich ihres Tisches stellen.

Alles, was in jedem Menschenherzen noch an Kindlichkeit schlummert, wacht auf zu dieser Nacht. Es ist die einzige Zeit im Jahre, wo alle Menschen zu-

gleich die Frist haben, rein, gut, froh zu sein und sich dieses Gut-, Rein- und Frohseins nicht schämen. Und so zog auch allmählich in Herbert's unruhiges Herz eine stille Fröhlichkeit ein, die über ihn kam, während er durch die Straßen schritt. Und sie blieb ihm treu bis zum andern Tag, wo er sich rüstete, zu dem Fest im Hause Hanna's zu gehen. An der Thür der ersten Etage blieb Herbert einige Augenblicke stehen, als er die Treppe hinabstieg. Ihm war's, als locke ihn etwas, dort einzutreten; schnell vorüber huschend, umzog ihn eine Erinnerung an stillen Frieden, anspruchslose, durch Wehmuth abgetönte Fröhlichkeit, an den vorigen Weihnachtsabend, den er hinter jener Thür verlebt. Aber das stieß er von sich, schalt sich sentimental und kam mit heiterer Stirn in dem Palais auf dem Albertplatz an.

Meister Stephan, Adalbert von Hattenheim und Herr von Marthoff, die nächsten und fast einzigen Freunde dieses Hauses, waren schon anwesend. Frau Hanna führte unmerklich den Finger an die Lippen, als Herbert eintrat. Er verstand und fragte nicht, weshalb Lilly fehle. Er begrüßte den Baron, den er inzwischen nur selten gesehen, der ihn aber mit seinem, freilich in etwas knurriger Weise sich äußernden Wohlwollen behandelte. Baron Sliko schüttelte

ihm kräftig die Hand und führte ihn in die fernste Ecke des Salons.

„Kleine Hexe, Ihre Schwester, Doktor! Alle Achtung. Wenn man vorher gewußt hätte, daß die neue Gesellschafterin Ihre Schwester sei, würden wir wahrscheinlich die Sache als nicht konvenable abgelehnt haben. Denn, gestehen Sie selbst, es hätte peinliche Verhältnisse erzeugen können, wenn das Fräulein uns mißfallen haben würde. Aber die kleine Hexe hat uns ja im Sturm genommen. Der Junge, der Wolf, kommt uns gar nicht aus dem Lachen — sie macht's zu arg, es wird ihm schaden."

„Heiterkeit, Herr Baron, hat noch nie einem Kinde geschadet," erwiderte Herbert, „ich werde glücklich sein, wenn Lilly ihre Pflichten erfüllt."

Der Baron wandte sich ab, nach nochmaligem Händedruck und einer Art verschmitzter Kopfbewegung in die Richtung, wo Meister Stephan sich befand. Hanna hatte neben ihrem Gatten gestanden, sie mußte seine halbgeflüsterten Worte verstanden haben. Mit gesenkten Lidern sprach sie:

„Sie begreifen, daß ich dem Baron diese Angelegenheit so darstellte, als hätten wir erst nach Lilly's Engagement entdeckt, sie sei Ihre Schwester."

Weshalb dem Baron die harmlose Wahrheit nicht ehrlich erzählen? Oder war sie nicht harmlos? Ward

durch Hanna's Bewußtsein ein Etwas hineingetragen, das man zu verbergen hatte? Schwach, verwirrt von dem, was er aus ihren Worten ahnte, küßte er schweigend die blasse Hand der schönen Frau.

Die Stille der Erwartung lagerte sich nun über den kleinen Kreis von Männern, als Hanna dann den Salon verließ um nebenan den Tannenbaum anzuzünden. Maria, mit dem kleinen Wolf auf dem Arm gesellte sich zu ihnen. Es war das erste Mal seit vielen Wochen, daß der Knabe sein Bett verließ, er sollte indeß noch nicht die Kraft seiner Füße versuchen und ward deshalb von der Alten getragen.

„Weiß Gott, Doktor," sagte der Maler, dem Jungen die dunklen Locken zausend. „Der Kleine sieht schon menschlicher aus. He Wolf — was meinst Du, wenn wir erst wieder zusammen herumtollen können?"

„Bewahre unser Heiland uns davor," sprach die Kinderfrau, „dann könnte man sich wieder ängstigen, daß der Herr Professor unserem Junker die Knochen zerbrechen."

„Jetzt brauche ich Dich nie wieder zum Soldatenspielen, Meister," sagte Wolf stolz, „ich habe einen besseren Kameraden, aber von dem darf ich Dir nichts erzählen, sagt Mama, weil Du die Gesellschaftsdamen nicht leiden kannst."

„O weh — hat Mama wieder eine englische Vogelscheuche angeschafft? Und d i e spielt Soldat mit Dir?“

„Diese Dame ist sehr schön.“

„Das glaube ich nicht. Hattenheim, glauben Sie an solche Möglichkeit — aber horcht — unsere Souveränin klingelt — eins — zwei — drei — Hurrah, Wolf — Weihnacht!“

Der Meister hob den Knaben aus den Armen der Alten hoch, hoch bis fast an den Kronleuchter und ließ das auflachende Kind dann sorglich zurückgleiten. Die Flügelthüren thaten sich auf, ein Tannenriese, der bis zum Plafond aufragte, ward in seinem strahlenden Lichterglanz sichtbar. Der Baum stand inmitten eines großen Saales, der nur bei Festen benutzt wurde. Die Wände waren in Weiß und Gold dekorirt und durch große, in die Mauer eingelassene Spiegel unterbrochen. Aus diesen Spiegeln strahlte der stolze Baum sechsmal wieder. Auf weißgedeckten Tischen waren an den Wänden rechts und links die Geschenke für die Freunde und die Dienerschaft des Hauses ausgebreitet. Von Lilly noch immer keine Spur. Herbert fing an, ungeduldig zu werden.

Da sprach die Baronin mit erhobener Stimme: „Heute sei unser Meister der Erste, welcher sein Geschenk erhält; es besteht nur aus der Ueberraschung eines unerwarteten Wiedersehens, das wir ihm bereiten.“

Sie eilte an die Thür, welche von diesem Saal aus in das Wohngemach des Barons führte. Dort hatte Lilly geduldig gewartet, weil man ihr sagte, es gälte einen Scherz. Hanna faßte ihre Hand und führte sie auf die Schwelle.

Meister Stephan hatte verständnißlos und kopfschüttelnd gehört, seine Augen hingen mehr ungeduldig als freudig erwartend an der Thür. Da erschien die Gestalt zaghaft auf der Schwelle, da schauten ein paar junge, erstaunte Mädchenaugen in den Saal voll Lichterglanz. Der starke, bärtige Mann erblaßte. Lilly that einen Schrei. Sie sah Nichts und Niemand. Sie sah nur Meister Stephan, sie flog auf ihn zu und mit ihren Kinderarmen umschloß sie laut jubelnd ihn, der die Hand über seine Augen legte. Es kam ein harter Seufzer aus seiner Brust — mit rauhem Entschluß stieß er Lilly zurück, wandte sich um und floh hinaus.

Diese Wirkung des Wiedersehens hatte die Baronin nicht erwartet. Hilflos sah sie Herbert an. Lilly aber, ehe Jemand etwas sagen konnte, lief dem Meister nach, zur Thür hinaus.

„Lassen Sie die beiden großen Kinder allein mit ihrem Schrecken fertig werden,“ bat Herbert. Er hatte eine eigene Rührung empfunden, als er den Meister so erblassen sah.

Die Baronin schickte sich, wenn auch etwas un=

ruhig, in seine Bitte; sie begann mit ihrem Gatten ihrer heiteren Pflicht als Gabenspenderin sich zu erledigen. Das Bild, welches Meister Stephan nicht weiter malen wollte, befand sich, als Beweis der Absicht, in unfertigem Zustand auf dem Gabentisch für den Baron. Den kleinen Wolf hörte man bald in großen Jubel über seine Schätze ausbrechen. Auch Hattenheim und Marthoff fanden viele Gaben, die Letzterer indeß sehr zerstreut hinnahm.

„Nun,“ fragte der Baron gütig den Doktor, „mir scheint, Sie gehen leer aus.“

„Herr Doktor,“ fiel Hanna ein, „ist uns noch so fremd, daß ich unmöglich seine kleinen Wünsche erlauschen oder seine kleinen Schwächen durch neckische Gaben verspotten konnte, wie bei Adalbert und Marthoff. Aber er soll es besser haben, als die Anderen er soll Wünsche aussprechen dürfen und sie sollen ihm erfüllt werden.“

„So wird er gleich einen sehr hohen Wunsch mit einer Keckheit äußern, die selbst Ihre Güte nicht entschuldigen kann: geben Sie mir als Erinnerung an diesen Tag ein Bild meines kleinen Patienten, sowie dasjenige der Eltern meines Patienten,“ sprach Herbert.

„Gewährt,“ rief der Baron, der sich in bester Laune befand, „gewährt. Die Baronin wird Ihnen

unsere Bilder geben. — Mais voilà unser Meister mit der Kleinen."

Meister Stephan erschien mit Lilly am Arme wieder im Saal.

„Er war nur so erschrocken, weil ich so gewachsen bin," erklärte sie lustig, „und weil er eine alte Engländerin in der neuen Gesellschaftsdame vermuthete. Aber denken Sie sich, Frau Baronin, er behauptet, er müsse jetzt „Sie" sagen — in Liebenstein hatten wir natürlich Brüderschaft gemacht."

„Leider," sagte Frau Hanna gütig, „wird in diesem Fall der Meister Recht behalten."

„Aber es ist doch beinahe, als wenn er Herbert wäre," beharrte Lilly.

„Beinahe wie Herbert," wiederholte der Meister auflachend. „Nein, Fräulein Lilly, ich hab' derweilen meinen Geschmack geändert, die onkelhafte Brüderlichkeit machte mir Mamsellchen Sausewind zu kordial — Respekt muß sein — ungeheurer Respekt."

Lilly wandte sich ein wenig trotzig ab. Auch für sie hatte die Baronin noch einen ganzen Bazar voll eleganter Kleinigkeiten, die Lilly mit so viel Entzücken hinnahm, daß die ganze Gesellschaft lachend um sie beschäftigt war. Es fehlte nicht viel, so wäre sie in ihrer Dankbarkeitsekstase sogar dem Baron um den Hals gefallen. Hattenheim und Marthoff wurden ihr

vorgestellt; Ersterem machte sie eine kleine Verbeugung, Letzterem schüttelte sie kräftig die Hand. Als der Meister nachher fragte:

„Kleine, weshalb thaten Sie das?“ antwortete sie:

„Ei, den Grafen mag ich nicht leiden; da werde ich ihm doch die Hand nicht geben. Der Andere gefällt mir aber sehr gut.“

Das war ein Weihnachtsabend, dessen Alle sich für immer erinnern sollten. Ein Frohsinn lag auf der Stirn dieser Menschen, der nicht durch das Lachen des Kindes, durch den Glanz der Lichter hervorgerufen sein konnte. Und Alle fühlten es, daß jener Hauch von froher Lust, der das Zimmer durchwehte, von dem jungen, quecksilbernen Wesen ausströmte, das in seinem simplen schwarzen Wollkleid sich so ungenirt in den Prachtgemächern bewegte, als habe es immer dort gewohnt. Herbert sah mit Erstaunen, daß Lilly hier schon ganz zu Hause war, mit dem Baron herumschmeichelte, mit Wolf spielte, von der Dienerschaft besonders willig bedient wurde und den Meister mit der köstlichsten Vertraulichkeit behandelte. Auch mit Herrn von Marthoff schloß sie eine wenig salonmäßige, rasche Freundschaft. Der Meister strahlte. Er kam einmal zur Baronin und sprach:

„Wie sie lacht! Man hört ihr Lachen noch immer, wenn es schon verklungen ist. Es hat etwas Geheim-

nißvolles, Heimliches — als wenn sie noch immer einen Theil der goldenen Heiterkeit für sich behielte."

„Den unerschöpflichen Theil, welcher in ihrem reinen Herzen wohnt," sagte Hanna schwermüthig. „Man wird andächtig vor dieser Unbefangenheit und man zittert, daß sie gestört werden könnte."

„Das darf nie geschehen," rief der Maler heftig.

Auch Herbert war froh; doch sein Frohsinn war von fieberhafter Art. Er beobachtete die Baronin, wie sie hin und wiederschritt, er berauschte sein Ohr an dem Knistern ihrer Seidenrobe; sein Auge an den weißen Spitzen, die unter dem Saum ihrer Schleppe hervorschlüpfen; seine Geruchsnerven an dem Parfüm welches sie umwehte. Sie gab ihm die gewünschten drei Bilder, nun trug er ihr Portrait in seiner Brusttasche. Sie hatte heiße Wangen und sah weniger bleich aus als sonst, aber sie preßte öfter als sonst mit der ihr eigenthümlichen Gebärde die Hände gegen ihr Herz. Und einmal, als Niemand ihrer achtete, ging sie allein in eine Fensternische, lehnte die Stirn gegen die Scheiben, horchte auf das seltsam laute, rasche Pochen ihres Herzens und flüsterte:

„Leben . . . leben . . . ich möchte doch leben. — Wie erbärmlich es ist," dachte sie verzweifelt weiter, „so langsam, so rettungslos hinzusiechen; wo bleibt die ganze Menschengröße? Nicht einmal Herren sind wir

über Leben und Tod. Wenn wir das Leben nicht verlängern können, sollten wir doch Recht und Macht haben, den Tod zu rufen, wenn wir ihn wünschen, — nicht verdammt sein, seinem langsamen Nahen ins Antlitz zu schauen! — Wenn ich ihm gestände, was ich leide? Daß ich krank bin? Aber auch die Aerzte haben keine Gewalt über ein brechendes Herz. Wozu klagen, wozu erst ein Gegenstand des Mitleids werden ohne dafür Rettung einzutauschen? Auch er ist machtlos. Aber eine Macht giebt ihm seine Wissenschaft doch vor Anderen voraus: die Macht, den Tod herbeizuführen. Er darf es nicht — die grausamen Buchstabengesetze verbieten es — aber er könnte!“

Ein Schauer rann durch ihre Glieder, ihre Augen flammten auf. Sie trat wieder hervor, bleich, mit einem Lächeln auf den Lippen; sie gesellte sich zu Herbert und wußte sich bald mit ihm von der Gruppe der anderen Gesellschaft zu isoliren, denn er, der ihren Wunsch, ihn zu sprechen, merkte, kam ihr geschickt entgegen, indem er die Absicht äußerte, eine Kupferstichmappe zu durchblättern, die im Salon stand. So saßen sie allein in dem strahlenden Gemach, von nebenan her drang das Lachen und Schwatzen zu ihnen. Hanna schloß die schwere Mappe auf, Herbert breitete sie vor sich auf den Tisch hin. Das erste Blatt „Aurora vor dem Wagen des Phöbus“ nach

dem Bilde Reni's lag vor ihnen. Hanna legte die schlanken Finger darauf, um zu verhindern, daß Herbert seine Aufmerksamkeit dem Bilde zuwende.

„Sie sind mir ergeben?" fragte sie halblaut mit einer Stimme, die sie kaum beherrschte, „so ergeben, daß Sie mir die Erfüllung einer Bitte nicht verweigern werden?"

„So ergeben", antwortete Herbert erwartungsvoll und ein wenig unsicher, „wie es nur tiefe Verehrung und Freundschaft — wenn Sie mir dies hohe Wort schon zwischen uns gestatten wollen — sein kann."

„Eine Bitte", flüsterte sie, ihn verzehrend anschauend, „deren Erfüllung noch dazu den Begriffen vom Recht widerspricht, welche wir aus Gewohnheit haben?"

„Diejenigen Gewohnheitsbegriffe vom Recht oder Unrecht, welche aus den hergebrachten Gesetzen unserer gesellschaftlichen Sitten emporwuchsen, sind oft leider sehr weit von der Menschlichkeit und echten Moral entfernt", sprach Herbert mit jener Schwermuth, welche Leute gern anwenden, die sich durch etwas dunkle und allgemeine Sentenzen hinüberhelfen wollen in eine zwanglose, nicht ganz unbezweifelbare Moral. Denn wenn ein junger Mann mit einem schönen Weib anfängt, über die herrschenden Sittengesetze zu philo-

sophiren, kann man gewiß sein, daß er, oder sie, oder Beide den Wunsch haben, diese Gesetze zu umgehen.

„Und doch bebe ich, meine Bitte auszusprechen — nicht wegen ihrer Schrecklichkeit -- nein, weil ich fürchte, Sie werden sich weigern“, fuhr Hanna fort.

In diesem Augenblicke erschien Hattenheim in der Thür.

„Ich finde Reni immer etwas weichlich“, sagte Herbert laut, „wenn schon die sanfte Anmuth seiner Frauenköpfe, wie zum Beispiel derjenige der Beatrice Cenci, mich bezaubert.“ Er schlug das Blatt um, das Medusenhaupt Leonardo da Vinci's lag vor ihnen. Hattenheim hatte nur wie zufällig die Thür passirt, um zu sehen, was die Beiden allein im Salon machten. Er verschwand wieder.

„Wird es Ihnen so schwer, mir zu vertrauen?“ fragte Herbert eindringlich.

Sie hielt die Augen auf das Medusenhaupt geheftet und ahnte nicht, daß ein Ausdruck von Grauen und Versteinerung in ihrem Antlitz war, der sie selbst medusenähnlich machte.

„Können Sie sich“, begann sie tonlos, „Lagen vorstellen, in denen der Zwang, leben zu müssen, tausendfach schrecklicher ist als der Tod?“

„Das ist unschwer auszudenken“, sagte er. „Verbrecher, die man zu lebenslänglichem Zuchthaus ver-

urtheilte, Menschen, die verdammt sind, ewig fern von dem zu bleiben, was für sie Glücksbedingung ist, Menschen mit peinvollen, unheilbaren Körperleiden — sie Alle müssen den Tod dem Leben vorziehen.“

„Ja“, sprach sie aufathmend, „ja, diese müssen den Tod vorziehen! Und würden Sie es für ein Verbrechen halten, einem Menschen, der sich in einer der von Ihnen bezeichneten Lagen befindet — oder nur die dämonische Furcht hätte, sich einmal darin zu befinden — die Macht zu sterben zu geben, dadurch, daß Sie ihm ein Gift schenkten, welches ihn einmal, dafern er solcher Rettung bedarf, hinüber retten kann, aus dem Elend in den Frieden?“

„Das Gesetz verbietet es mir, mein Gewissen könnte es mir unter Umständen erlauben“, antwortete Herbert, der anfing unter der höchst unbehaglichen Ahnung zu leiden, daß am Ende gar Hanna . . . aber nein, wie sollte sie, sie zu dieser überspannten Idee kommen! Sie, reich, schön, jung, vornehm; sie, die nur die Hand auszustrecken brauchte, um vom Baum des Genusses jede beliebige Frucht zu pflücken. Das konventionelle Zusammenleben mit ihrem Gatten ließ vielleicht eine große Lücke in ihrem Herzen, aber ein Unglück war es doch nicht, ein solches Unglück, um dessentwillen Hanna sich mit Todesgedanken tragen mochte. Nein — unmöglich. Er lächelte und wollte

eben sagen, daß er hoffe, nie solchen, sein Gewissen bezwingenden Umständen gegenübergestellt zu werden, da Hattenheim abermals im Rahmen der Thür erschien.

„Ihr sollt auf allgemeinen Wunsch die Bildermappe auf ein anderes Mal verschieben. Wolf, der uns Alle in Babies zurückzuverwandeln heute sich das Recht nimmt, will uns zwingen, Lotto mit ihm zu spielen. Das Fräulein und der Meister enthusiasmiren sich schon für diese Enfantillage", sagte Hattenheim spöttisch.

„Armer Adalbert", rief Herbert lachend zurück, „dieses Bad der Wiedergeburt zur Kindlichkeit kommt Dir wohl übel an? Man soll nur ohne uns anfangen; ich halte der gnädigen Frau Baronin eben einen Vortrag über die Schule Leonardo da Vinci's, und da ich Wochentags vor lauter Spezialgelehrsamkeit nicht dazu komme, mich als brauchbaren Unterhalter zu zeigen, sollst Du mir jetzt nicht die Gelegenheit stören, vor der gnädigen Frau ein wenig mit meinen kunstgeschichtlichen Kenntnissen zu brilliren."

„Ihr habt es gehört", wandte sich Adalbert an die nebenan versammelte Gesellschaft, „fangt also Euer geistreiches Spiel allein an."

Hanna sah sich abermals allein mit dem Doktor.

„So bitte ich Sie für mich um ein Mittel zum ewigen Schlaf", stieß sie heraus und umklammerte mit

ihren schmalen weißen Fingern seine Rechte. Ihn überlief es kalt; der eiserne Druck der sonst so schwachen Frauenhand, das starre, bleiche Gesicht . . . er konnte, wie's ihn einen Augenblick trieb, nicht ob ihres Einfalls auflachen.

„Frau Baronin", stotterte er.

„Ich sage ja nicht", sprach sie schnell, „daß ich heute, jetzt einer solchen Rettung bedarf; ich gestehe nur, daß in mir die tödtliche Furcht lebt, einmal sie nöthig zu haben und sie dann nicht erreichen zu können. Ich will, daß Sie mir durch die Erfüllung meiner Bitte das Zeugniß geben, daß ich in Ihren Augen kein gewöhnliches, schwächliches Weib bin."

„Unmöglich", sagte er, in Gedanken nach einem Ausweg suchend, denn er fürchtete, wenn er ihr diesen Wunsch abschlug, würde sie sich für immer fremd von ihm wenden. „Sie muß nervös, ja hysterisch angelegt sein", dachte er, „die Folge eines unbefriedigten und dabei unbeschäftigten Lebens. Ueberspannte Frauen heilt man am sichersten, indem man ihren Wünschen scheinbar entgegenkommt." Und während er mit dem kalten Blut des Arztes das Pathologische in ihrem Einfall sich zergliederte, erlitt Hanna, die nicht ahnen konnte, daß ihre Reden in Herbert den Menschen ertödtet und den Fachmann erweckt, Todesqualen. Ihr Wunsch, dämonisch im Augenblick von einer verzweifelten

Stimmung geboren, ward ihr durch den Widerstand, den sie fand, ein Ziel, nach dem sie mit wildem Muth ringen wollte.

„Ich bitte Sie,“ flüsterte sie fieberhaft, seine andere Hand auch nehmend, „hören Sie: ich bitte! Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich bitte. Mir ist noch nie etwas so erreichenswerth erschienen, daß ich mich darum soweit bemühte.“

„Es hilft nichts, Ihr sollt kommen, befiehlt der Herr des Abends, Despot Wolf,“ rief der Graf wieder zurückkehrend. Er sah, das Hanna beide Hände Herbert's gefaßt hielt — er lächelte. Es war ein sehr böses Lächeln. Hanna merkte aber nichts, sie schien wie blind und taub und blieb noch sitzen, als Herbert jetzt aufsprang. Da kam Graf Adalbert, bot ihr höflich seinen Arm und führte sie in den weihnachtlichen Festraum. Hier herrschte laute Fröhlichkeit. Lilly hatte Wolf auf dem Schooß, neben ihr saß der Meister, an der anderen Seite der Baron der sich sehr amüsirt in das Schicksal ergab, mit Hilfe schändlicher Betrügereien von Lilly, immer der Verlierende zu sein, was Wolf zu immer neuem Jubel brachte.

Und nun reihten sich auch die Baronin und der Doktor dem Kreis an. Herbert lachte viel, auch Hanna faßte sich allmählich genug, um Fröhlichkeit heucheln zu können; dem Auge des Arztes entging aber nicht

die Qual, die ihr dies kostete. Kraft seines Rechtes befahl er dann nach einer Stunde, daß der kleine Wolf nun sich bescheiden und gute Nacht sagen müsse. Der Baron schlug bis zur Stunde des Soupers noch eine Partie L'Hombre vor, bei welcher Adalbert und der Doktor seine Partner waren. Lilly verschwand, um Wolf in seinem Kummer über das Ende des Abends zu trösten. Die Baronin setzte sich mit Meister Stephan und Marthof in die Nähe des Tannenbaumes.

„Meine Souveränin," hob der Meister an, „Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen; heute ist ja der Tag der Unbescheidenheit. Also ich bitte."

„Ich rathe Ihnen, Nichts zu gewähren, Baronin," rief Marthoff, „ehe Sie seine Wünsche gehört haben; der Meister ist ein Mensch, der in Superlativen oder gar nicht redet."

„Nun denn: Sie sollen in meinem Hause einen Abend als Protektorin einem Ball vorstehen, den ich zu geben denke."

„Sie — Meister Stephan — einen Ball in Ihren heiligen Räumen — wird das die Musen nicht kränken?" fragte Hanna lächelnd.

„Ich habe da einen Brief," fing der Meister ein bischen verlegen an, indem er auf seine Brusttasche klopfte, „die Kleine hat ihn dem Bruder Doktor geschrieben. Es ist darin die Rede von einem Fest,

welches die Kleine zu Bergedorf an der Bille mitmachte und welches eine große Enttäuschung war. Die Kleine hatte sich nämlich nach der Lektüre ihrer Märchenbücher einen Ball vorgestellt. So dachte ich denn, sie sollte einmal ohne Enttäuschung ein Fest verleben — denken Sie, bitte, nicht, daß ich das Kind verziehe," bat er entschuldigend, „aber sie hat einen so großen Durst nach Schönheit, man muß nur sorgen, daß keine Eitelkeit daraus wird."

„Es ist wunderbar," bestätigte Hanna, „wie dieses Mädchen fast krankhaft ästhetisch ist. Denken Sie, Meister, als der Bruder ihr meinen Wolf zur besonderen Pflege anempfahl, hat sie gesagt, „ja, wenn er hübsch ist." Und als sie ihn sah, küßte sie ihn und jubelte: „O, Dich kann ich lieb haben, Du bist schön."

Der Meister knüllte sein Taschentuch, welches er gerade zwischen den Händen hielt, heftig in wechselnde Formen zusammen.

„Natürlich — sie kann nur die Schönheit lieben, denn sie ist selbst Schönheit und Poesie," murmelte er in den Bart.

„Man müßte," sprach der junge Marthoff, während sein röthliches Gesicht sich mit Purpurgluth bedeckte, „man müßte zu erforschen suchen, ob Fräulein Lilly nur die äußerliche Schönheit liebt."

Der Maler, welcher bisher große Sympathien für

den feinfühligen, braven Offizier gehegt, sah ihn halb erfreut, halb mißtrauisch an.

„Ja, das müßte man,“ wiederholte er.

„Kehren wir zu Ihrer Idee mit dem Ball zurück. Bedenken Sie aber, daß Lilly Trauer um eine Mutter trägt,“ sprach Hanna.

„Ich kannte die Majorin Erhard und kenne die Liebe, welche ihre Kinder für sie hegten. Es ist keine Liebe von jener Art, die sich bis zu einem bestimmten Datum in Trauer und Thränen kleidet und dann ganz vergißt; es ist eine bessere Liebe, die im steten Gedenken an die Todte, mit dem Recht des Lebenden, keine Sünde darin sieht, auch fröhlich einmal die Jugend zu genießen, aber eine Sünde darin erblickte, nach Ablauf einer gewissen Frist die theure Todte auch im Herzen zu begraben. Lassen Sie Lilly einmal tanzen — es soll ein kinderreines Vergnügen werden,“ sprach der Maler.

„Ach ja,“ rief Marthoff, „und ein wenig phantastisch muß es auch werden.“

„Wie der junge Mensch sie versteht!“ dachte Meister Stephan grollend. „Gewiß,“ sagte er, „es soll ein Ball mit sehr vorsichtiger Auswahl aller Gäste sein — solche Hattenheime werden gebeten, zu Hause zu bleiben — und man wird im Kostüm erscheinen,

am liebsten in solchem aus deutschen Märchen und Sagen."

„Herrlich!" rief Hanna, „und Lilly wird vorher so wenig wie möglich davon unterhalten werden."

„Für das Kind wählen wir den bescheidensten Anzug — sagen wir Aschenbrödel . . ."

„Und ich mache den Prinzen," rief Marthoff glücklich, was ihm wieder einen wüthenden Blick des Meisters eintrug, der jedoch reuevoll und einsichtig gleich darauf dachte:

„Hat Recht, der kleine Lieutenant — ich altes, bärtiges Ungeheuer könnte nimmer ihren Prinzen machen. Da ist's schon gut, daß der wackere Marthoff sich ihr gesellt."

Jetzt kam Lilly zurück und berichtete, daß Wolf glücklich eingeschlafen sei und daß er mit bestem Appetit sein Süppchen verspeiste.

„Nun aber, Frau Baronin, lassen Sie uns doch endlich sehen, was der Herr Baron Ihnen bescheert hat," bat Lilly. „Darf ich dies Etui öffnen?" Sie nahm von Hannas Tischchen ein lila Sammtkästchen. Hanna nickte. Ein fünfzackiger Stern aus feuersprühenden Diamanten lag darin. Entzückt hob Lilly ihn heraus. Er zitterte an einer Spiralfeder und war bestimmt, als Haarschmuck getragen zu werden.

„Ach, ich muß Sie damit putzen. Darf ich?"

Und ohne Hanna's Erlaubniß abzuwarten, bemühte sie sich, den Stern in dem schwarzen Haar der Baronin zu befestigen. Es gelang ihr. Zitternd an seinem beweglichen Halt, erhob sich der flammende Stern nun gerade über Hanna's Scheitel.

„Oh, wie geheimnißvoll schön Sie sind!" rief Lilly sie anstaunend. „Wäre ich ein Maler, würde ich Sie malen, symbolisch, aber es müßte etwas Ernstes, Trauriges oder gar Schauerliches sein."

„Kleine, ich wähle Dich — Pardon „Sie" — zu meinem Berather. Die junge Phantasie schwärmt immer davon ins Märchenreich. Was meinen Sie, kleines Fräulein Lilly, wenn man einmal versuchte, wirklich und greifbar ein Märchenland zu betreten? Was antwortet mir Fräulein Lilly, wenn ich sie einlade, heute in vier Wochen in meinem Hause einen Ball mitzumachen, zu dem auch unter Andern Rübezahl, Schneewittchen und mehrere Prinzen und Gnomen gebeten sind?" fragte der Maler, sie schelmisch ansehend.

„Lilly fiele Ihnen vor Freuden um den Hals," rief sie glücklich.

„Der Meister hat aber die Absicht," fiel Marthoff lachend ein, „nur schöne Menschen zu bitten. Fangen wir einmal an, die Liste durchzugehen, wobei wir vier Anwesenden von der erwägenden Kritik ausgeschlossen sind. Nummero Eins: Herbert — passirt als tadel=

los. Nummero Zwei: Graf Hattenheim dito, denn die ganze Residenz nennt ihn schön; finden Sie auch Fräulein Lilly?"

Lilly sah ihn erstaunt an.

„Der Graf — schön? Mein Gott, er kann ja nichts dafür, aber er hat ein häßliches Gesicht. Oh — tausendmal Verzeihung, Frau Baronin," unterbrach sie sich erröthend, „es schickt sich nicht, diese Dinge zu sagen; vergeben Sie meine Taktlosigkeit."

„Es schickt sich unter uns immer die Wahrheit zu sagen," sprach Hanna gütig. Marthoff aber sah triumphirend den Maler an: Der Graf hielt sich, und alle Welt hielt ihn ebenso, für einen der schönsten Männer der Residenz, Lilly aber sagte, er habe ein häßliches Gesicht. Der Meister drückte dem jungen Lieutenant heftig die Hand, sie verstanden sich.

„Die Frage Hattenheim ist aber dennoch so zu entscheiden, daß man ihn einladen muß, weil er uns Allen zu nahe steht," sagte Hanna.

Hier kam Just und meldete, daß man servirt habe. Zugleich erhoben sich die Spieler von ihrem Tisch und der Baron bat den Doktor, der Dame des Hauses den Arm zu geben. Still und schlank stand Hanna da, der Stern flimmerte über ihrem Haupt. Sie legte ihre Fingerspitzen leicht auf Herbert's Arm; sie schritten nebeneinander her, ohne zu reden.

Und dann bildete die Gesellschaft eine trauliche, kleine Tafelrunde. Oben, zu Häupten des Tisches, saß der Baron, Lilly knüpfte ihm eine Serviette um, ehe sie ihren Platz zwischen Marthoff und dem Meister einnahm. Das bisher von Just besorgte Amt hatte sie sich angeeignet. Die Baronin saß neben ihrem Gemahl, Herbert neben ihr, der an seiner anderen Seite Hattenheim hatte. Der Meister wurde sehr durch den Baron in die Unterhaltung verwickelt, so daß Marthoff sich Lilly ungestört widmen konnte. Er strahlte und da sie im Laufe des Abends sieben Mal die Serviette fallen ließ, that es ihm leid, daß er sie nicht noch ein achtes Mal aufheben konnte. Lilly konnte übrigens auch ernsthaft sein; sie sprach sehr eingehend und außerordentlich gesetzt mit dem Lieutenant über die Schwierigkeiten des militärischen Dienstes und der Lieutenant schilderte ihr seine ganzen Tagespflichten. Sie hingegen berichtete ihm dann von den großen Lasten der vielen Schularbeiten, die ihr Schwager Heinrich noch immer nach der Konfirmation aufgebürdet; Marthoff beklagte sie — sie unterhielten sich sehr gut und sehr verständig.

Hattenheim beschäftigte sich damit, Hanna und Herbert mit ihrer Wohlthätigkeit, der Poliklinik und dem Regiment der Gräfin Illingen zu necken.

„Es ist tragische Wahrheit, Kousine; der ganze

Klub weiß es, diese strenge Matrone ist in unseren Doktor verliebt."

„Das wäre ja ein Glück für mich," lachte Herbert, „denn die mütterliche Liebe einer Gräfin Illingen würde mich mit einem solchen Kontrolsystem umgeben, daß es unmöglich wäre, je leichtsinnig zu sein."

„Die Kontrole hat schon angefangen," sagte Hanna, „denn sie läßt Sie nie allein — wenigstens, wenn ich in der Poliklinik bin, ist sie auch immer dort."

Hattenheim lächelte, wie er unter der Thür vorhin gelächelt.

„Haben Sie eigentlich jenen armen Teufel wieder aufgesucht, in welchem Sie einen verkommenen Jugendbekannten wiederfanden?" fragte Hanna.

„Gewiß." Und Herbert erzählte von dem geistig und seelisch zerrütteten Zustand Roderich's, von seiner Noth, seinen Lebensschicksalen, seinem Zweifel an seinem Schaffensvermögen, dem geleerten Bücherregal, wo allein noch Faust stehe.

Der Baron hatte halb gehört, schien interessirt und bat um Wiederholung. Herbert sprach noch einmal. Schweigend, das große, starke Gesicht unbeweglich, die Augen starr auf sein gefülltes Weinglas gerichtet, hörte der Baron zu.

„Welch' eine elende Existenz!" rief Hanna mitleidig aus. „Was meinst Du, Wolf, könnten wir das Werk

nicht vollenden, welches durch des Doktors und Professor Prätorius' Hilfe mir erst halb scheint? Man könnte diesem Roderich die Ordnung Deiner Bibliothek in Wolfsberg übertragen, dort hätte er neben einer Beschäftigung und einem angenehmen materiellen Leben doch noch Muße genug, selbst zu schaffen."

Der Baron schlug mit der Hand seine, sich vor der Brust aufbauschende Serviette glatt und sprach, sein Glas erhebend, barsch:

„Nichts da. Bin gern bereit, dem Doktor ein Geldsümmchen für den Mann zu geben, aber in Verbindung soll man von diesem Hause aus nicht mit ihm treten."

Seine Stimme klang ganz auffallend heiser, Herbert konnte nicht umhin, das zu bemerken. Ein aufblitzender Gedanke ließ ihn stutzen — aber er hatte keine Zeit, diesen Gedanken zu verfolgen, Hanna flüsterte ihm zu:

„Und ich habe doch einen Einfall, wie ich ihm wohlthun könnte. Ich weiß, das Geld, welches der Baron geben will, wird er doch nicht nehmen."

Sie winkte dem Diener und gab ihm leise einen Befehl. Dann ward durch eine Bemerkung des Malers das Gespräch wieder allgemein und laut.

„Höre", flüsterte Hattenheim, dies benutzend, dem

Freunde zu, „ich muß Dich noch sprechen heute Abend, in einer verflucht ernsthaften Geschichte.“

„Doch nicht wegen der zehntausend Mark?“ fragte Herbert, böser Ahnungen voll.

„Auf den Kopf getroffen — wenn wir sie retten wollen, mußt Du mir andere Zehntausend verschaffen“, sagte Hattenheim leise.

„Bist Du toll? Was stellst Du Dir von meinen Vermögensverhältnissen vor?“ fuhr Herbert auf.

„Nicht mehr und nicht weniger, als Deine gelegentlichen Andeutungen und Deine Lebensgewohnheiten mich veranlassen, mir zu denken“, sagte der Graf. „Jedenfalls aber halte ich Dich für einen Mann, der nicht philisterhaft sich um zwanzigtausend Mark bangt, wenn sein Freund, der nebenher noch das Glück hat, der Vetter der schönsten Frau der Stadt zu sein, ihn darum bittet.“

„Wenn ich sie auch geben wollte, ich habe sie den Augenblick nicht daliegen“, erklärte Herbert.

„Nichts einfacher, als dann einen Wechsel zu schreiben, Deine Unterschrift ist mir werth genug.“

„Du hast das erste Geld verspielt — wer bürgt mir dafür, daß Du es nicht abermals so machst?“

„Mein Wort als Kavalier — ich bitte Dich, mir einen Wechsel zu geben. Am Verfalltag, den wir zu Deiner und meiner Beruhigung schon zwei Monate

nach Sicht nehmen können, werde ich ganz gewiß im Stande sein, selbst die zehntausend Mark für den Wechsel zu zahlen. Es ist ja im Grunde blos eine Form, die Dich nichts kostet, als die Mühe, einmal quer zu schreiben."

„Wir sprechen heute Abend weiter", sagte Herbert, „hier ist Dir dies Gespräch doch wohl zu gefährlich."

„Und wenn Du gar nicht willst", warf der Graf nachlässig hin, „gestehe ich dem Baron und Hanna, daß ich Geld bedarf, um meine Sachen zu arrangiren und zu retten und daß Du leider nicht im Stande seiest, mir zu helfen und Dich außerdem noch für den Verlust der ersten Anleihe ängstigst."

„Dann wird die Baronin mich für einen Krämer halten", dachte Herbert ärgerlich. Aber der Aerger, den dies kurze Gespräch verursacht, verschwand. Dieselben Zauber, die ihn am Anfang dieses Abends umstrickt, wirkten wieder auf ihn.

Nach dem Souper trat Hanna mit ihm an denselben Tisch, an dem sie vorhin vor der Kupferstichmappe gesessen. Da lag ein Buch, kostbar eingebunden in Leder mit Goldverzierung. Auf seinem Deckel stand: Band V, es war ein Band, der aus einem vollständigen Werk gerissen worden: Faust. Hanna nahm eine Feder, schlug das Buch auf und sprach:

„Bringen Sie dies dem armen Poeten, sagen Sie

ihm, ich hoffe als Gegengabe eines Tages ein Buch zu bekommen, dessen Autor sich Roderich nennt. Sagen Sie ihm weiter, daß ich diesen Band der mir gehörigen und von mir stets benutzten Goethe-Ausgabe entnahm, die bisher in meinem Bücherschrank stand."

Hanna hatte mit dem Instinkt des Weibes aus Herbert's Bericht herausgefühlt, daß ihre Erscheinung einen tiefgehenden Eindruck auf den Schriftsteller gemacht. Sie schrieb mit den ihr eigenen großen, kraftvollen Schriftzügen auf das erste weiße Blatt im Buch dies: „Empor!" Und darunter „von H. S."

„So," sprach Herbert, das Buch an sich nehmend, „so können nur Königinnen schenken."

„Ach, über das arme Königinnenthum," sprach Hanna, den Kopf wiegend, „ich habe nicht das Recht, zu befehlen, wo ich befehlen möchte, ja, selbst, wo ich bitte, sagt man mir: Nein."

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden," flüsterte Herbert. Er hatte inzwischen die Sache erwogen und einen Ausweg gefunden.

Hanna blieb ganz ruhig, nur in ihren Augen flammte es unheimlich auf und sie sagte:

„Ich warte morgen auf Kunde von Ihnen."

VIII.

Es zeigte sich, als dieser Abend zu Ende gegangen war, daß weder der Maler noch Marthoff Lust hatten, ihre Wohnungen aufzusuchen. Graf Adalbert beabsichtigte aus bekannten Gründen noch Herbert zu begleiten; die anderen Beiden zeigten aus unbekannten Gründen dieselbe Absicht. So machten die Herren schon auf der Treppe aus, daß man die Nacht in Herbert's Wohnung bei einer gemüthlichen Bowle beschließen wolle.

Eine klare Winternacht hatte sich auf die lustmüde Stadt gelegt; Mitternacht war nahe, aber noch hallte es in den Straßen wider von den Stimmen und Schritten heimkehrender oder noch umherschwärmender Menschen. Vor dem Palais auf dem Albertplatz wanderte auf dem gegenüberliegenden Trottoir ein einsamer Mann auf und ab.

„Schaut Euch den Menschen da an," sprach Hattenheim, stehen bleibend, „für Einen, der auf ein

Rendezvous wartet, geht er zu geduldig, für einen Polizisten zu unruhig, für einen Einbrecher zu laut."

„Roderich!" rief der Doktor laut.

Der Mann drüben auf der Straße schreckte zusammen. Herbert eilte zu ihm.

„Mensch, was machst Du hier in der Winternacht?"

„Ich warte, ob mir kein Weihnachtslicht aufgeht," flüsterte er, zu den Fenstern der zweiten Etage von des Barons Palais emporschauend, „oft steht sie dort oben, spät, allein und starrt in die Nacht hinaus."

Herbert schob seinen Arm in den des Freundes, zog ihn mit sich und flüsterte:

„Sie sendet Dir ein Geschenk — komm mit in meine Wohnung Du sollst es haben — diese Gabe gleicht für Dich einem Ritterschlag."

Roderich hatte keine Zeit, sich noch zu sträuben, er dachte auch nicht daran, denn seine Gedanken waren trunken von dem, was Herbert ihm eben gesagt. Er ließ sich die drei Herren vorstellen und schloß sich ihnen schweigend an.

Lange Zeit merkte er noch gar nicht, daß der Meister Stephan es war, der neben ihm herschritt. Der Maler wartete geduldig, daß der Andere reden solle, er hatte bei Tische keine Mitleidspläne geäußert, aber bei sich sogleich beschlossen, diesem Manne näher zu kommen. Endlich fuhr Roderich auf:

„Verzeihen Sie meine Schweigsamkeit, aber ich mag ungern mit Leuten reden, die ich nicht kenne.“

„Aus demselben Grunde schwieg auch ich — Aug in Auge will ich den erst fassen, dem ich ein Bruchtheilchen meiner Gedanken gönne,“ antwortete der Maler. Die Antwort gefiel dem scheuen Mann. Sie schwiegen weiter und trotzdem fühlte sich Roderich dem Maler dann schon beinahe vertraut, als sie zusammen bei Herbert angelangten.

Der Doktor sorgte zunächst für Erleuchtung, trug alles Nöthige zur Bowle herbei und schalt daneben weidlich auf seinen Diener, der noch nicht heimgekehrt war. Meister Stephan sah sich bedächtig genau die ganze Wohnung von Lilly's Bruder an, kam dann zu Herbert, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

„Nun weiß ich, was es ist, das mir an Ihnen mißfällt; nun weiß ich, weshalb Sie mit dem da befreundet sind.“ Er wies mit dem Daumen rückwärts auf Hattenheim.

„Was haben Sie an Hattenheim auszusetzen? Er ist sehr comme il faut“, sagte Herbert, Wasser in den Kessel über der Spritflamme eingießend.

„Comme il faut — comme il faut. Das ist Euer böses Wort. Wenn Jemand nur comme il faut ist, fragt ihr der Teufel danach, ob er auch Charakter hat“, schalt der Meister.

„Und was mißfällt Ihnen denn an mir?“ fragte Herbert, ohne beleidigt zu sein, denn dem Meister konnte man nie etwas übel nehmen.

„Es ist ein heikles Wort, man bringt's einem Manne gegenüber schwer auf die Lippen. Ich verschweige es, bis Sie es nicht mehr sind“, sprach der Maler, ihm tief und herzlich in die Augen sehend.

Herbert hatte das Gefühl, als werde er roth.

„Ich würde,“ sprach Marthoff hinzutretend, „dem Meister es nicht ungestraft hingehen lassen, daß er Ihre Schwester so ohne Erlaubniß malte.“

„Jawohl, Strafe muß sein“, rief Herbert, „ich verlange eines von den Bildern für mich.“

„Die Bilder der Kleinen bleiben, wo sie sind“, erklärte der Maler rundweg, „aber ich will Ihnen ein neues malen — so wie sie jetzt ist. Meinetwegen können die Sitzungen morgen losgehen.“

„Abgemacht.“

„Ach, wäre ich doch auch Maler!“ seufzte Marthoff.

„Dann dürfte Ihnen die kleine Lilly doch immer nicht so ungenirt in's Atelier kommen, weil Sie kein solcher alter, ungefährlicher, häßlicher Rauhbart sind“, sagte der Meister mit grimmem Behagen.

Roderich saß unterdessen still im Winkel und schwelgte in dem Anblick des Buches und jenes Wortes, welches Hanna hineingeschrieben. Sein Herz war

überströmend voll von Dankesschwärmereien, die er jetzt die Kraft und Sehnsucht fühlte, in stolzen, üppigen Rhythmen hinfließen zu lassen. Ein Gedicht an sie! Eine Hymne auf ihre Schönheit und Güte.

„Sie ist ein erhabenes Weib“, rief er endlich, als der Maler und Herbert ihn ermunterten, sich doch ihrem Kreis anzuschließen.

„Kommen Sie in mein Atelier“, sprach Meister Stephan, „dort finden Sie ihr Portrait. Ja, sie ist außerordentlich. Aber sie ist wie ein Räthsel. Und sie hat mir den wunderbaren Streich gespielt, sich plötzlich zu verändern.“

„Wie so?“ fragte Marthoff, „das finde ich nicht.“ Hattenheim lächelte, Herbert horchte mit Herzklopfen die Antwort.

„Maleraugen sehen mehr, als die Augen anderer Menschen“, erklärte der Meister, „früher war ihr Wesen Ruhe, nicht die harmonische Ruhe des Friedens, die Ruhe der Apathie — es war keine heitere, es war eine dumpfe Ruhe. Und nun ist sie unruhig. Sie scheint oft froh, wie man sie nie sah, aber auch oft in Fassungslosigkeit verloren, wie man sie nie fand. Sie ist schöner jetzt, aber beinahe — unheimlich. Lachen Sie nicht, Hattenheim!“

„Sie ist wie ein trauriges Gedicht“, murmelte Roderich, der nur ihr Antlitz, nicht ihr Wesen kannte.

„Ich kann mir nicht helfen, Meister", sprach Marthoff, „immer wenn ich die Baronin ansehe, denke ich, daß Sie einmal eine Kleopatra malen müßten, welche ihre Züge, ihre Gestalt hat."

„Marthoff hat wirklich manchmal einen brauchbaren Einfall", sagte Hattenheim.

„Sehr brauchbar", rief der Meister wie elektrisirt, „das ist ein Gedanke . . . ein Gedanke . . ."

„Berauschend!" fügte Herbert hinzu. Dann fiel ihm ihr seltsamer Wunsch ein — jetzt stirbt man nicht, wie Kleopatra, durch Schlangen — man nimmt Gift . . . es war doch eine höchst krankhafte Idee von ihr. Und er ging sofort in dieser Erinnerung in sein Studirzimmer, holte aus seinem Schreibtisch, aus einem Fach, wo er ernstere Medikamente verschlossen hielt eine Schachtel hervor, in welcher sich starke Opiumpulver befanden, und nahm eins dieser Pulver, welche in ein weißes Papier geschlagen waren, heraus. Er that das winzige Papierchen zwischen einen dicken Briefbogen, faltete denselben zusammen, schob ihn in ein Kouvert und schrieb mit fester Hand darauf: An die Baronin Hanna Sliko.

„So" dachte er, „sie wird zufrieden sein. Ich habe nicht ihr ganzes Vertrauen erhalten, ich kann ihr die Ungesundheit ihrer Seelenstimmung nicht ausreden, weil ich deren Motive nicht kenne. Aber wenn

diese Ueberspanntheit wirklich bis zu einem solchen Punkt gelangte, daß sie an den Tod denkt, dann wird sie dieses Pulver nehmen und — nach vielstündigem, schweren Schlaf, der einer gesunden jungen Frau nicht viel schaden kann, ihr höchstens einige Tage nervöse Zerschlagenheit zurückläßt, wird sie zu neuem Leben erwachen, mir wild zürnen und zuletzt doch dankbar, seelisch geheilt, das neue Leben begrüßen. Befriedigen muß ich ihr scheinbar den Wunsch, denn sonst könnte sie sich von mir wenden." Und sie und ihr Haus und ihre Lebensformen hatten doch seine durstige Seele ganz bezaubert.

„Adalbert", rief er.

Der Gerufene kam aus dem Salon.

„Willst Du Morgen früh dafür sorgen, daß dies diskret in die Hände der Baronin kommt."

„Wirst Du mir aus der Patsche helfen?" fragte der Graf lachend entgegen.

„Was quälst Du mich? Ich schreibe keinen Wechsel."

„Um solcher Bagatelle willen sträubst Du Dich? Es ist ja nur eine Form. Wenn Hanna Dein bürgerliches Rechentalent kennen würde!"

Schon zögernd fragte Herbert:

„Du wirst mich nicht in Verlegenheiten bringen?"

„Parole d'honneur, Du sollst Alles zurückerhalten und den Wechsel bezahle ich am Verfalltage selbst.“

Und nach kurzer Zeit hatte Herbert sein Wort gegeben, sich der Freundschaft des Grafen durch die Unterschrift eines Wechsels würdig zu zeigen.

Stundenlang saßen die Fünf dann noch rauchend und trinkend beisammen; der Maler kam in eine tolle Laune des Uebermuthes, daß selbst der träumende Roderich sich dem ansteckenden Frohsinn nicht entziehen konnte.

Herbert ließ sich nichts davon träumen, daß unter ihnen schlaflos, horchend, in ohnmächtigem Zorn sich verzehrend, ein Mädchen im Bette lag, welches unter den Fußtritten über ihrem Haupte erzitterte und welches sein Antlitz tief in seinen Kissen barg, um selbst der Nacht die thränenfeuchten Augen zu verbergen, als endlich — es mochte drei Uhr früh sein — der Lärm droben erstarb. Herbert konnte auch am anderen Tage, als er nach Beendigung seiner am ersten Weihnachts-feiertage nur schwach besuchten Sprechstunden ging, um den Professor zu besuchen, die Spuren dieser Nacht nicht in Esther's Zügen lesen, denn sie war wieder nicht im Zimmer anwesend. Er fing an zu glauben, daß ihr Ohr besonders darauf abgerichtet sei, am Schall der Korridorthürglocke zu erkennen, ob er der

Eintretende wäre, damit sie ihm immer rechtzeitig entfliehen könne.

In der Pracht seiner weißen Locken, im stillen Glanz seiner friedvollen Greisenschönheit saß der alte Mann allein am Fenster, mit seinen blinden Augen zurückschauend in eine glücklich-helle Vergangenheit. Herbert hatte sich schon oft wegen dieser Weichmüthigkeit selbst verlacht, aber er konnte sie doch nicht überwinden: Immer griff es an sein Herz wie Rührung, wenn er dem Greis gegenübertrat. Die erhabene Ruhe in dieser würdigen Gestalt stimmte zur Andacht. Nach dem wirren Gedankentaumel des vergangenen Abends und der Nacht war es Herbert, als träte er hier in das Paradies des Friedens. Wenn er diesem Greise hätte mit Sohnesehrfurcht stammeln dürfen „mein Vater“! Aber das harte, stolze Mädchen stand für immer zwischen ihnen, Herbert war und blieb hier ein rechtloser Mann.

„Mein junger Freund“, hob der Greis an, Herbert fast zärtlich die Hand drückend, „ich sollte meine Vorwürfe, daß Sie nicht zu uns Ihre kleine Schwester brachten, noch lebhafter erheben. Lilly ist vorhin hier gewesen und hat uns ihren ersten Besuch gemacht. Sie that mir sehr wohl. Ich verspüre ihr Plaudern und Lachen im Ohr, wie einst mein Auge im Anblick von Frühlingsblumen sich sättigte.“

„Lilly ist schon hier gewesen . . . sie hatte mir ihre Absicht mit keinem Wort verrathen.“

„Es sollte auch für Sie eine Ueberraschung sein, Lilly wollte Sie oben überfallen und bat Esther, mit ihr hinauf zu gehen; sie ließ sich erst bewegen, von ihrem Plan zurückzukommen, als wir ihr sagten, man dürfe Sie in Ihren Sprechstunden nicht stören“, sagte der Professor.

Esther droben bei ihm — welche Unmöglichkeit. Auf so unpassende Einfälle konnte nur Lilly kommen. Er glaubte schon, daß Esther sich sehr schroff gesträubt haben würde.

„So hat Lilly ihre Inspektionsreise durch Ihr Reich nur aufgeschoben, denn unternommen müsse diese Reise werden, da Schwester Helene ihr auf die Seele gebunden, nach der Ordnung zu schauen und den unzweifelhaft trostlosen Zustand der Wäsche und Kleider des unverheiratheten Bruders zu verbessern. Mir war's, als sähe ich ihr wichtiges Gesichtchen bei diesen sorgenschweren Reden. Sie kam sich ohngefähr wie Ihre Pflegemama vor,“ erzählte der Greis, noch in der Erinnerung lächelnd. „Sie scheint sich übrigens sehr glücklich bei der Baronin Sliko zu fühlen, sie spricht mit den Ausdrücken schrankenlosester Bewunderung von der Frau. Der Professor Müller kommt als Meister Stephan in jeder ihrer Reden aber als Hauptperson

vor. Sie war außer sich vor Erstaunen, daß wir den berühmten Maler nicht kennen und bat, sehr naiv über ihn verfügend, ob sie ihn nicht herbringen dürfe; wir mußten lachend ja sagen, es dem Maler überlassend, in Lilly's Willen sich zu schicken oder sich ihm zu widersetzen."

„Der Meister, eine alte Bekanntschaft der Kleinen, spielt sich als ihr guter Kamerad auf, um die Wahrheit zu sagen, macht er sich zum Kinde mit ihr, was seinen vierzig Jahren halb komisch, halb rührend ansteht."

„Er muß ein origineller Kauz sein, und ich wünsche schon, daß er zu uns komme. Es wird Leben für Esther ins Haus bringen. Mit Lilly und ihm wird vielleicht Fröhlichkeit hier einziehen."

Das Gespräch drohte auf das Kapitel „Esther" zu kommen. Herbert fiel schnell mit der Frage ein:

„Man sieht Roderich nicht? Haben Sie ihm heute seine Stunden frei gegeben? Damit hätten Sie ihm kaum einen Gefallen erwiesen. Ich finde ihn schon ruhiger, man kann zuweilen schon ein Gespräch mit ihm führen."

„Ich warte mit einiger Unruhe umsonst auf ihn", sprach der Professor, „er ist ohne Entschuldigung fortgeblieben, und es wäre wohl unsere Pflicht, nach ihm

zu schauen. Seine Patienten soll man unter Aufsicht behalten, und er ist doch unser Patient."

„Wenn sich mir im Laufe des Tages eine freie Stunde bietet, werde ich zu ihm gehen," versprach Herbert, „mein nächster Weg ist nun zum kleinen Sliko. Das Kind macht mir Vergnügen — Sie werden sehen, es macht sich ganz heraus. Die Fortschritte sind erstaunlich."

„Was sagt aber unser Höfler?"

„Ei", lachte Herbert leichtsinnig, „den versöhne ich immer von Neuem, indem ich mit Andacht und Eifer seinen Vorträgen über Krankheitsfälle lausche, welche niemals in meiner Spezialität vorkommen und indem ich ihn um Rath frage über Behandlungsweisen, die ich nie anwende."

„Sie haben ein wenig Jesuitenklugheit, junger Freund," rief der Greis mit dem Finger drohend. „Diese nützliche Eigenschaft hat auch ihre Klippen für das Gemüth."

„Indeß, man kann ihrer heute nicht entbehren," sagte Herbert. Er nahm von dem Greis Abschied und trat den Weg zum Albertplatz an. „Welche Klippen für das Gemüth kann so ein bischen Weltklugheit haben?" dachte er unterwegs, „es ist doch entschieden vortheilhafter für mich, wenn ich durch das billige Opfer, dem Höfler nach dem Mund zu reden, erziele,

daß der aller Welt sagt: ein liebenswürdiger, ein gescheidter und dabei bescheidener Mensch, der Doktor Erhard, während er, zeigte ich ihm mein Besserwissen, umgekehrt mir nicht gerade schaden, aber auch mir nicht förderlich sein würde."

Ja, Herbert war weltklug. Und jene Stunde, die er einmal am Sarge seiner Mutter verbracht, war in seinem Gedächtniß untergegangen. Wenn sie noch in ihm gelebt hätte, mußte sie gerade auf dem Weg lebendig in ihm werden, den er nun dahinschritt.

Die Königin Phantasie schritt neben ihm.

Herbert malte sich aus, mit welchem Wort oder mit welchem Blick die Baronin Hanna ihm danken werde für die Erfüllung ihres Wunsches; er beflügelte seinen Gang in brennender Ungeduld.

Vergebens, am Bette des Kindes fand er nur Lilly und die alte Maria vor. Die Baronin, hieß es, sei eines leichten Kopfschmerzes halber in ihrem Zimmer. Er hatte kein Recht, unaufgefordert seine Hilfe anzubieten. Zerstreut fragte er, wie dem Kinde die Erregung des gestrigen Abends bekommen sei. Der kleine Wolf antwortete mit großer Munterkeit und hatte weitgehende Pläne für die nächsten Tage, zeigte sich dann aber betrübt, weil Herbert die Entscheidung darüber erst morgen mit der Mama treffen wollte. Ungewöhn-

lich rasch beendete der Doktor heute den Besuch, Lilly begleitete ihn noch hinab.

„Der Baron will Dich sprechen, Du sollst zu ihm kommen,“ sagte sie.

„Ah,“ dachte er, „er wird mich zu seiner Frau führen.“

„Weißt Du, Herbert,“ fragte Lilly, „daß ich bei Deinem Professor und Esther gewesen bin? Welch ein rührender alter Herr er ist! Vor Esther hab ich ein bischen Angst, ich glaube, sie ist schrecklich klug und ernst — aber sie war auch sehr nett mit mir; wir wollen oft zusammen kommen, das heißt natürlich bei Professors im Hause. — Und was ich Dir auch noch sagen wollte: ich glaube, die Baronin ist krank. Sie sitzt manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, wie ohnmächtig da, hält die Hände gegen ihr Herz gepreßt und athmet schwer. Auf meine Fragen lächelt sie und sagt, sie sei ganz wohl. Rede ihr doch einmal ins Gewissen, vielleicht kannst Du ihr helfen.“

„Die Kleine hält für Körperleiden, was der Ausdruck seelischer Noth ist,“ dachte Herbert, „so ist sie also doch elender, als ich glaubte — so hat Marthoff doch vielleicht Recht, daß sie auf Glück wartet.“

Lilly's Plappermäulchen ging schon zu einem anderen Thema über, ungestört durch das Schweigen des Bruders.

„Hast Du den Meister schon gesehen?"

„Wir waren noch in der Nacht bei mir zusammen, bis gegen drei Uhr."

„Pfui," rief Lilly empört, „wie unsolide! Was habt Ihr denn gemacht?"

„Geraucht, getrunken, geschwatzt."

„So was hätte ich vom Meister nicht gedacht. Worüber habt Ihr denn geschwatzt?"

„Er will ein neues Bild von Dir malen, Du sollst zu den Sitzungen in sein Atelier kommen und ich soll das Bild geschenkt erhalten."

„Ach, das ist himmlisch — so werde ich ins Atelier kommen?! Das muß ich Wolf gleich erzählen; wenn der erst ausfahren darf, muß er mit. Adieu — da ist des Barons Thür — adieu, soll ich die Baronin grüßen?"

Sie flog davon, den Korridor entlang, die Treppe hinauf.

In einem mit dunklen Möbeln, Bücherregalen, Jagderinnerungen und Rauchutensilien ausgestatteten Zimmer saß der Baron in der Nähe des einzigen Fensters in einem Schaukelstuhle, so, daß ihm von rückwärts her das volle Tageslicht auf die Zeitung fiel, welche er in der Hand hielt. Eine bläuliche Dunstwolke, die ihn umschwebte, zeugte von der eifrigen Arbeit des Rauchens, der er seit dem Frühstück

oblag. Der bewegliche Stuhl bot der schwerfälligen Gestalt einige Hindernisse bei der Erhebung. Mit einem leichten Stöhnen stand der Baron doch endlich auf beiden Füßen. Er reckte sich, um nach der langen Ruhe die Muskeln zu dehnen und gähnte laut.

„Entschuldigen Sie," sprach er halb im Gähnen, „man wird wirklich so müde. Ich ließ Sie herbitten, weil ich Ihnen unter vier Augen etwas zu sagen habe."

Herbert hatte Herzklopfen und wußte kein Wort zu sagen.

Der Baron hustete.

„Redeten da gestern von einem armen, halbverkommenen Subjekt — aber bitte, setzen wir uns doch — hab' da 'ne nette kleine Trabucco, sollten mal kosten."

Er holte eine Cigarrenkiste herbei. Herbert nahm eine Cigarre. Umständlich war das Geschäft des Anzündens besorgt, der Baron beobachtete es genau. Drei Mal versagte die Cigarre.

„Werfen Sie das Ding fort — scheint keinen Zug zu haben."

„Danke — sehr," sprach Herbert, die Luft in die Cigarre ziehend, „sie brennt — sehen Sie — sie brennt sehr gut. — Sie wollten mich sprechen, Herr Baron?" Nun hustete Herbert.

Der Baron stemmte die Hände auf seine breiten Kniee, sah nachdenklich zu Boden und sprach endlich:

„Würden mich verpflichten, aufrichtig verpflichten, lieber Doktor, wenn Sie dem Roderich vorstellten, daß außerhalb Dresdens sein Glück eher zu machen sei. Kommt da Geld in Frage — ich bin zu jedem Opfer bereit.“

„Roderich, Herr Baron, ist kein Bettler,“ sagte Herbert mit diplomatischem Gesicht, „er liebt sein einziges Gut, die Unabhängigkeit, so sehr, daß er sich selbst von mir durch keine Gründe, geschweige denn durch Geld, bestimmen ließe, Dresden zu verlassen. wenn er eben den Willen hat, dazubleiben. Und den hat er! Das weiß ich — ja, ich kann Ihnen auch die Gründe dieses Willens verrathen: er sucht seinen Vater, den er in Dresden vermuthet, den er aber trotz jahrelangen Aufenthalts hier, hauptsächlich wohl deshalb nicht fand, weil er zu arm ist, anderswo als auf der Straße zu suchen.“

Herbert's Herzklopfen hatte sich ganz gelegt, hingegen schien nun der Baron mit Unruhe zu kämpfen. Der junge Doktor erwartete ein Geständniß, dessen Inhalt er schon errieth, ein Geständniß, welches ihn höchlich interessirte und das seiner „Weltklugheit“ große Vortheile für seine Stellung zu diesem Hause versprach. Aber der Baron befand sich nur in einer

äußerlichen Verlegenheit, nicht in einer moralischen Zerschlagenheit, er gehörte nicht zu den Vertrauensseligen und -bedürftigen, er wollte keine Seelenerleichterung, er wollte nur eine Unbequemlichkeit los sein. So erzählte er denn Herbert nach einigem Besinnen:

„Daß ich's nur beichte — ich kannte den Vater dieses Mannes — kannte ihn sehr gut — intimer Freund von mir. Er war nicht schlimmer als Andere, er nahm die Weiber, die er fand, wie sie verdienten genommen zu werden. Gestehen Sie selbst, hundert Andere hätten den Henker nach dem Kinde gefragt. Er — mein Freund — setzte dem Jungen reichliche Erziehungsgelder aus bis zu dem zwanzigsten Lebensjahre desselben, ja, er schaute fast jedes Jahr, so lange der Junge noch unkonfirmirt war, persönlich nach, ob ihm auch Recht geschähe. Einmal hören aber doch solche Verpflichtungen auf. Mein Freund heirathete — er war der Letzte seines Stammes und hatte also die Pflicht zu heirathen — nun, dann schließt man doch die Rechnung der kleinen Jugendsünden ab. Man müßte dem Roderich klar machen, daß sein Vater ganz korrekt gehandelt hat. Und vor allen Dingen muß man ihm die alberne Idee ausreden, den Vater zu suchen. Was will er? Geld? Sagen Sie ihm, er solle die Summe nennen. Sie schütteln den Kopf

— will also kein Geld? Ja, zum Henker, was will er denn?"

„Er will „Rechenschaft," indeß vermuthe ich, daß ihm selbst nicht klar ist, was er darunter versteht," sagte Herbert, der obschon der Baron ihm halb Lüge, halb Wahrheit, also kein ganzes Vertrauen gegeben, sich doch berechtigt fühlte, nachzufragen; so fügte er denn die Frage an: „Kannten Sie auch Roderich's Mutter?"

Der Baron stäubte seine Cigarre ab.

„Kohlen ein bischen — was? Sind aber Bremer Cigarren. — Ob ich die Mutter kannte? O ja — war ein schönes, sehr schönes Weib. Aber mit einem dämonischen Hang nach Pracht, Wohlleben, wollte absolut eine „Stellung" haben. Mein Freund dachte nicht daran, sie im Ernst zu heirathen; — als sie ihm zu unbequem wurde, mußte er mit ihr brechen. Sie ist nachher spurlos verschwunden. Wie gesagt also — wirken Sie auf den Menschen ein — Geld spielt keine Rolle — mein Freund ist kein hartherziger Bösewicht. Nur der Roderich soll nicht die abgeschmackte Idee haben, seinem Vater nachzuspüren, um ihm mit einem Theaterkoup ins Haus zu fallen. Man kann Alles arrangiren, sich gern Alles erlauben — nur keinen Skandal."

„Nein," wiederholte Herbert, nachdenklich mit dem

Kopfe nickend, „nur keinen Skandal.“ Er dachte, was die Baronin Hanna wohl zu der Geschichte sagen würde.

„Selbstverständlich bleibt die Sache unter uns,“ sprach der Baron.

„Selbstverständlich unter uns,“ sprach Herbert mechanisch nach.

„Gehen Sie gleich zu ihm!“

„Ich gehe schon,“ rief Herbert und erhob sich. Die derbe Hand des Barons schüttelte kräftig seine Rechte; der alte Herr zwinkerte vertraulich mit den Augen und verhieß schließlich eine lebhafte Dankbarkeit. So mußte der Doktor gehen, ohne die Baronin gesehen zu haben. Er hegte die größten Zweifel, daß man Roderich jemals bewegen könne, seinen Aufenthaltsort zu verändern, und fragte sich, ob ein bloßer Versuch dazu diesen nicht stutzig machen und gerade auf die Spuren lenken könne. Jedenfalls beschloß er, Roderich nur von der Sache zu reden, wenn er denselben in vollkommen ruhiger Stimmung träfe. Dieser Entschluß war sehr bequem, denn man konnte Hundert gegen Eins wetten, daß Roderich nicht ruhig sei. Und in der That, bei Herbert's Eintritt fuhr er mit zorniger Gebärde auf. Er hatte brütend über einem mit Versen beschriebenen Papier gesessen.

„Was störst Du mich? Was willst Du von mir?“ fuhr er den Doktor an.

„Nur immer höflich,“ sagte Herbert phlegmatisch, „zu meinem Vergnügen komme ich wahrlich nicht.“

„Zu meinem noch weniger,“ grollte Roderich.

„Welche Ungewitter stehen denn wieder am Horizont?“ fragte Herbert gutmüthig. „Uns ahnte schon, daß etwas nicht in Ordnung sei, deshalb schickt mich Prätorius mit der Frage, wo Du heute bleibst.“

„Wie konnte ich kommen, wie konnte ich kommen?“ rief Roderich, sich mit beiden Händen in seinen blonden Haarwald fahrend. „Ich wollte ihr ja huldigen, ihr danken, sie besingen.“

„Nun – und . . .?“ fragte Herbert, schon begreifend.

„Und die armseligen Worte wollen nicht herausstammeln, was hier so überreich quillt.“ Er schlug sich wild an seine Brust. „Zugemauert — zugemauert. Eine Felsenwand. O, wo ist der Moses, der mit dem Stab dagegenschlägt, damit die Quelle rinnt.“

„Laß mich die Verse sehen, die Du gemacht hast,“ bat Herbert mitleidig. Er war zwar in dieser Beziehung von seiner Urtheilslosigkeit sehr überzeugt, dachte aber, daß Roderich eine fromme Lüge und Hanna ein paar schlechte Verse nicht schaden würden. Roderich

deutete auf das Blatt, vor dem er bei Herbert's Eintritt gesessen.

Acht lange, schwülstige Strophen in achtfüßigen Jamben las Herbert mit Geduld zu Ende, um dann zu sagen:

„Wirklich reizend!"

Roderich lachte gell auf.

„Du bist ein gutmüthiger Ignorant," schrie er, „wenn Du wüßtest, was so ein „reizend" für den Autor heißt. Das dumme Wort wird zum Dolch, welches jeden Glauben an den Werth des Werkes ertödtet. Reizend — sagt die Gleichgiltigkeit, reizend — sagt die Dummheit, reizend — sagt die Verständnißlosigkeit, reizend — sagt die Lüge, welche das „Reizende" gar nicht las. Reizend, reizend, o es ist sehr unreizend dies verfluchte Wort! Und ein doppelter Ignorant Du, der nicht empfindet, daß Alles, was ich in diesen acht Strophen zu sagen vermag, der Ulrich von Lichtenstein schon so einfach und erschöpfend gesungen hat: „Also blüht mir hoher Muth, im Gedanken ihrer Güte, die so reich macht mein Gemüthe, wie der Traum dem Armen thut."

„Wie der Traum dem Armen thut," flüsterte er noch einmal, schlug die Hände vor sein Gesicht und lehnte sich, wie Halt suchend, gegen die Wand.

„Lieber Roderich," sprach Herbert innig und be-

scheiden, „wenn es denn mit den Reimen nicht gehen will, versuche es in Prosa. Schreibe einen Roman. Und wenn auch das nicht geht, kannst Du immer noch die Flinte ins Korn werfen und an einen anderen Beruf denken.“

Roderich fiel ihm plötzlich um den Hals.

„Du hast ein Herz voll Erbarmen,“ rief er. „Ich bin Dein Freund. Ja, ich will arbeiten — aber nicht heute — komm, wir wollen den Tag zusammen verleben, laß uns zu dem Manne gehen, der noch lachen kann, wie ein Kind. Dort werden wir auch ihr Bild sehen — meiner Wohlthäterin Bild.“

Er sah mit einem Schwärmerblick auf das Buch, welches Hanna ihm gesandt.

„Wenn er wüßte!“ dachte Herbert erschüttert.

Es geschah nach Roderich’s Willen, sie blieben beisammen und suchten am Abend den Maler auf, den sie durch ihr Erscheinen vor einer „Unbescheidenheit“ bewahrten, wie er sagte, denn er sei eben im Begriff gewesen, sich abermals auf den Albertplatz zu begeben, allwo man doch auch einmal vor ihm in Frieden bleiben müsse.

Am zweiten Weihnachtstag fand in der Poliklinik die bewußte Bescheerung statt. Die Gräfin Illingen schwamm in Behagen, das heißt, sie konnte vor lauter Pflichten nicht zu dem kommen, was andere Menschen

Behagen nennen. Sie mußte die zwei Dutzend Weiber, Kinder und Greise placiren, die verschüchtert der aufgenöthigten Freuden warteten; sie mußte die Damen beschwören, doch um Gotteswillen alle Plaudereien bis nachher aufzusparen, da die Prinzessin bei ihrem Eintritt hier nicht den Lärm einer Schule vorfinden dürfe. Sie mußte den Herren Aerzten danken, theils für ihr Erscheinen, theils für die gebrachten Geldopfer. Sie mußte mit Adlerblick immer noch einmal die aufgebauten Gaben überfliegen, ob auch nirgend ein Zuviel bemerkbar sei. Dabei fand sie doch noch Zeit, ihrem Schützling und Liebling Doktor Erhard die Hand zu drücken und ihm die Leiden ihrer Geschäftigkeit zu klagen. Herbert bewunderte sie pflichtschuldigst. Er strebte vergebens, auch nur einen Blick aus Hanna's Augen zu erhaschen. Marmorn stand sie unter den Damen, theilnahmlos wie immer für Alles, was vorging. Hingegen beschäftigte sich die schöne Blondine damit, während der langen, langweiligen und durch religiöse Vorträge und Gesänge unterbrochenen Bescheerungs-Zeremonie mit Herbert stark zu kokettiren, was dieser in einem kleinen Aerger über Hanna's kühle Haltung mehr erwiderte, als der Ort, wo sie sich befanden, erlaubte.

Auch als die ganze Geschichte in der Wettinerstraße zur unendlichen Erleichterung der Armen, als auch Her-

bert's, Hanna's und noch einiger Damen vorüber war, machte es sich so, daß die schöne Blondine mit Herbert zugleich das Haus verließ, während Hanna mit einer andern Dame folgte. Der schöne Wintertag lockte zu einer Promenade, Hanna befahl ihrem Kutscher, langsam voraus zu fahren und sie im Auge zu behalten. So bewegte sich die Equipage der Baronin im Schritt vor der plaudernden Gruppe einher, Just ging neben dem Schlag, um jedes Winkes seiner Herrin gewärtig zu sein.

Herbert machte der schönen Blondine so viele Komplimente, als sie nur von ihm erwarten mochte; sie wehrte lachend ab, er betheuerte galant, aber trotz des leichten und ein wenig leichtsinnigen Wortgefechtes lauschte er immer zurück, um Bruchstücke einer Unterhaltung aufzufangen, welche Hanna mit der sie begleitenden Dame führte. Er vernahm, daß jene Dame Hanna ihre Verwunderung ausdrückte, wie man sie nie mehr auf Bällen sehe, weshalb man sie nie, wie früher oft, zu Pferde erblickte; ja es scheine, als habe sie selbst das Gehen verlernt, da Frau Hanna offenbar jede Fußpromenade scheue und auch jetzt ängstlich ihren Wagen neben sich halte. Weiter vernahm er, daß Hanna antwortete, sie könne weder das Tanzen, noch das Reiten oder Gehen lange aushalten. Er nahm sich vor, sie einmal zu fragen, ob sie leidend sei.

Sie wanderten langsam am Zwinger vorbei über den Schloßplatz. Der herrliche Rococobau stand in all seiner zierlichen Pracht von der hellen Wintersonne beschienen da.

„Es giebt für mich kein größeres Vergnügen", sagte Herbert, „als mich in den Anblick dieser runden, weichen, vielverschnörkelten Formen zu vertiefen und dann, erfüllt von der vollendetsten Verkörperung des Rococo, hinzutreten vor das hoheitsvolle, strenge und doch erhaben schöne Semper'sche Theater. Sehen Sie, meine Gnädige, wie Ariadne und Bacchus da droben ruhig und stolz in ihrem Viergespann über dem Rundbau thronen."

„Die arme Ariadne", lachte die Blondine, „wissen Sie, so schön das Paar droben auch in den blauen Himmel ragt — es macht mich nervös, ich denke immer, das arme Frauenzimmer ist schon einmal sitzen geblieben, wer weiß, was ihr zum zweiten Mal droht."

„Auch ein Standpunkt dem Kunstwerk gegenüber", bemerkte Herbert heiter. „Frau Baronin", wandte er sich zurück an Hanna, „theilen Sie das Mitleid der gnädigen Frau für Ariadne?"

Sie standen gerade an der Brücke, wo die schöne Blondine und die andere Dame sich verabschieden wollten. Hanna schaute träumerisch über die breite,

gelbe Wasserfläche hin zu dem anderen Ufer, wo sich am Horizont der Höhenzug erhebt, und sagte:

„Nein! Ariadne muß nicht sehr geliebt haben, denn sie konnte noch leben, als sie Theseus nicht mehr besaß, sie konnte sich sogar trösten lassen durch Bacchus!“

Man nahm Abschied nicht ohne dabei noch vielerlei Dinge zu besprechen, die man vorher hätte bequemer bereden können, endlich aber rief die plauderlustige Blondine doch ihr letztes „Adieu“ und drückte Herbert, vermuthlich aus Gedankenlosigkeit, zum dritten Mal die Hand. Die Baronin rief ihren Wagen heran, Herbert, der nun endlich Gelegenheit sah, allein mit ihr zu sprechen, sagte mit deutlichst hervortretender Nebenabsicht:

„Ich bin auf dem Weg zu Wolf.“

Hanna stieg ein, forderte ihn nicht auf, dasselbe zu thun, sondern sagte zu dem wartenden Just:

„Nach Loschwitz.“

Dann grüßte sie freundlich. Der Wagen fuhr davon. Herbert blieb verduzt an der Brücke stehen. Er sah noch lange und nachdenklich auf die glitzernde Fläche der Elbe, ehe er seinen Weg verfolgte.

IX.

Ein neues Jahr!

Es war nicht vom Dezember bis zum Januar Frühling geworden, aber Meister Stephan wußte gar nicht mehr, daß es Winter sei, daß wilde Schneestürme durch seinen Garten fegten und daß die Gäste, welche sich von draußen an seine große Fensterscheibe hingen, keine Sommervögel waren, sondern weiße Schneeflocken. Er war lustig, so lustig, wie sonst nur im Frühling, wenn die Sonne ihn zu allerlei Leichtsinn verlockte, zu weiten Fußwanderungen hinein in die sächsische Schweiz, zu reichlichen Maibowlen mit lustigen Malerfreunden, zu einer ungeheuren, göttlichen Faulheit, in der er Arme und Kopf ausruhte. So lustig wie im Frühling. Er pfiff und sang und seine drei Schüler, die in einem zweiten Atelier neben dem seinigen arbeiteten, pfiffen und sangen auch.

Die Sonne, welche nicht am Himmel stand, schien doch offenbar im Malerhause und es ging unter den Schülern des Meisters das unverbürgte Gerücht, daß

man sogar Möhling habe lachen sehen. Aber freilich konnte Niemand beschwören, dabei gewesen zu sein. — Einige Tage nach dem Weihnachtsfest berief der Maler seine Schüler zu sich. Es waren drei gute, frische Jünglinge, alle drei sehr talentvoll, alle drei bis zum Enthusiasmus für den Meister schwärmend, sonst aber von sehr verschiedenem Aussehen und Glücksumständen. Der Eine, ein junger Edelmann, hatte einer reichen Familie mit Kämpfen die Erlaubniß zum Kunststudium abgerungen, er war hoch aufgeschossen, schmalschulterig, mit keimendem blonden Bärtchen im feinen, blassen Gesicht. Hier rief man ihn einfach „Fritz". Der Zweite war der Sohn eines berühmten Landschafters, der bei dem Freunde seines Vaters, dem Meister Stephan, Studien für historische Gemälde trieb. Er war untersetzt, kräftig, schwarzlockig, mit blitzenden Braunaugen; er sah sehr nach „Thatendurst" aus und malte mit Vorliebe Blut- und Mordszenen. „Franz heißt die Kanaille", antwortete er, fragte man nach seinem Namen. Der Dritte war ein armer Stubenmalerlehrling gewesen. Todesbang hatte er einen seiner Versuche zu dem berühmten Meister getragen. Und nun war er des Meisters Schüler und der Meister ließ ihn durch tüchtige Männer auch in den Wissenschaften nachholen was fehlte, er kleidete und nährte ihn. Was Wunder, daß der hübsche, bescheidene,

blonde junge Mensch sich für den Meister hätte todtschlagen lassen. Dieser hieß eigentlich August, aber der Bequemlichkeit halber war einstimmig beschlossen, daß er den Namen „Friedrich" annehmen müsse.

Einige Tage also nach dem Feste versammelte der Maler seine Getreuen um sich; er stand mit seinem Malstock wie mit einem Heroldsstab vor ihnen und sprach:

„Jungens, könnt Ihr tanzen?"

Der verwegene Franz that sogleich einen Luftsprung, Fritz meinte, es gehe mit gutem Willen wohl, Friedrich sagte „ich nicht".

„So wird Franz Dich in dieser edlen Kunst unterweisen", befahl der Meister.

„Dazu hat man ein Frauenzimmer nöthig", rief Franz.

„Wenn Lisette . . .", gab Friedrich zu bedenken.

Lisette war die augenblickliche Küchenmagd im Hause; aber da Möhling sich niemals mit der Hauszofe vertrug, hatte man jedes Vierteljahr eine neue. Großes Gelächter kritisirte den unnützen Vorschlag. Wie würde Möhling je solchen Unsinn erlauben.

„Es muß eben ohne Frauenzimmer gehen", entschied der Meister.

„Ja, wozu soll er denn tanzen lernen?" fragte Franz.

„Jungens, am einunddreißigsten Januar will ich einen Ball geben“, verkündete der Meister.

Franz warf sein Sammtbarett in die Luft und fing es mit dem Kopf wieder auf. „Famos!“ schrie er. Aber Friedrich fragte:

„Wird Möhling das auch gestatten?“

Der Meister kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Hm,“ sagte er, „ich denke, wir verrathen ihm keine Silbe, sondern machen alle Vorbereitungen ganz heimlich, bis es unumgänglich nothwendig ist, ihn einzuweihen. Und dann verheimlichen wir ihm auch die Namen der Eingeladenen, sonst ist er im Stande und sagt ihnen ab.“

„Famos, sehr famos!“ rief Franz wieder.

„Und da dürfen wir doch beide Ateliers dekoriren?“ fragt der lange Fritz vergnügt.

„Dekoriren? Ein Feenreich muß daraus werden,“ sagte der Meister. „Zeigt, Jungens, daß Ihr Phantasie habt und sagt mir nach 8 Tagen, was Ihr Euch ausgedacht. Aber Schweigen! Schweigen wie das Grab! Sonst macht der Möhling uns einen Querstrich.“

Seitdem ärgerten die drei Taugenichtse den Haustyrannen mit unheimlichen Andeutungen von bevorstehenden Schrecknissen, die ihn über Nacht überfallen würden. Der Meister rief seinen getreuen Diener an

demselben Tage auch zu sich in das Atelier. Emsig malend an dem Spitzenkragen auf dem Portrait der Gattin eines landsässigen Fürsten, schaute der Maler gar nicht auf.

„Möhling," sagte er, „von morgen ab wird jeden Mittag um ein Uhr eine Dame zur Sitzung kommen."

„Wieder so 'ne vornehme, hochnasige Person mit einer infamen Bedientenvisage hinter sich? Es juckt mir allemal in den Fäusten, wenn ich die Kerls mit ihren langen Röcken und mit dem geschniegelten Zylinder in den mit weißem Waschleder bezogenen Händen sehe. Der ihrer" — er wies auf das Bild — „kam sich noch vornehmer vor, als seine Frau Fürstin selber. Könnten auch was anders thun, als ewig die eitlen Frauenzimmer malen."

Der Meister war es längst müde geworden, seinem Möhling zu wiederholen, daß diese Portraits ihm schrecklich viel Geld einbrächten und daß er sie nicht ablehnen könne, ohne die Kreise zu beleidigen, in denen man auch seine andern Bilder kaufe.

„Diesmal," sagte er, „ist es eine sehr junge Dame, und wenn sie wirklich von einem Bedienten begleitet sein sollte, würde es Just sein."

„So — Just — na, der hört unser Einen wenigstens mit Bescheidenheit an und nimmt sich keine Kordialität gegen mich 'raus."

„Ich befehle Dir, sehr höflich gegen die junge Dame zu sein, damit sie von meinem Möhling keine schlechtere Meinung bekommt, als sie von mir hat,“ sagte der Meister, sich immer mehr und mehr in den Spitzenkragen vertiefend.

„Wird auch nicht von Porzellan sein — wird auch ein Menschenkind sein wie andere,“ brummte Möhling unzufrieden. Ihm Höflichkeit gegen Jemand anempfehlen, hieß ihn gegen diesen Jemand auf das Aeußerste einnehmen. So öffnete er denn andern Tags höchst mürrisch die Thür, als draußen in Begleitung nicht des erwarteten Just — für den Möhling übrigens schon wegen der Kälte einen kleinen Gilka bereit hielt — sondern in Begleitung der alten Maria ein junges Fräulein erschien, von dem man vor Pelz und Schleier nichts erkennen konnte, als eine sehr schlanke und behende Gestalt. Die alte Maria, welche die weibliche Vertrauensperson im Hause Sliko war, hatte heute die Rolle einer Duenna spielen müssen, weil die Baronin den Besuch des Doktors nicht versäumen wollte und deshalb die Aufsicht über Wolf übernommen hatte.

Lilly schob ihren Schleier empor, als sie im Flur stand. „Ach,“ rief sie, ihren Muff mit einer Gebärde des freudigen Staunens gegen ihre Brust drückend, „hier ist es aber schön!“ Möhling sah sie

an — sah erstaunter — sah endlich sehr dumm aus. Lilly lachte ihn an.

„Sie sind wohl der alte Möhling. Da, geben Sie mir die Hand." — Sie schüttelte ihm brav die Rechte. — „Mein Vater war auch Soldat. Ja, ja, Möhling, ich bin es — Sie kennen doch die Lilly Erhard, die der Meister so oft gemalt haben soll? Er hat Ihnen doch Alles von mir erzählt?"

Möhling schüttelte noch fassungslos den Kopf.

„Wie — Nichts von mir hat er Ihnen erzählt? O, das ist aber merkwürdig vom Meister! Ich denke, Sie sind hier die Hauptperson im Hause und der Meister hat keine Geheimnisse vor Ihnen."

Auf dem grimmen Gesicht des Alten wetterleuchtete ein geschmeicheltes Lächeln.

„Allerdings bin ich die Hauptperson — ich vertrete sozusagen hier Vaterstelle — denn wenn ich nicht hier auf Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit sehe, möchte es schön um den Meister aussehen. Aber dabei hintergeht er mich doch — von Ihnen, Fräulein, hat er mir Nichts gebeichtet."

„O, wir sind ja sehr alte und sehr intime Freunde," sagte Lilly. „Ich habe den Meister sehr lieb. Aber Sie müssen mich auch lieb haben, Möhling, denn sonst mag ich nicht herkommen. Und ich werde auch dem

Meister tüchtig ins Gewissen reden, daß er Ihnen dankbar sein soll."

Breit und voll ging nun die Sonne von Möhling's wichtiger Gönnerschaft über Lilly auf. Möhling fühlte sich hier endlich einmal widerstandslos anerkannt als Respektsperson über dem Meister. Mit einem Mienenspiel, welches zwischen Gönnerschaft und Bewunderung für die muntere Kleine schwankte, sprach er rauh:

„Wird mir eine Ehre sein, das Fräuleinchen zu sehen. Wie sollte ein alter preußischer Soldat nicht ein Soldatenkind lieb haben. Welches Regiment?"

Lilly verstand, daß er das Regiment wissen wollte, bei dem ihr Vater gestanden.

„Fünfundachtziger," sprach sie, sich in militärische Positur setzend. „Preußische Infanterie."

„Ein braves Regiment," antwortete Möhling, die Hand an die Mütze führend — die er nie abnahm — als wolle er ihr persönlich ein Kompliment machen.

„Sehr brav," bestätigte Lilly stolz.

„Aktiv — welche Charge?" fragte er respektvoll weiter.

„Ach, mein armer Papa ist als pensionirter Major an den Folgen einer Verwundung von vierundsechzig gestorben und die Mama ist auch schon todt," klagte Lilly wie ein trauriges Kind. Nun drückte ihr

Möhling stumm und empfindlich kräftig die kleine Hand. Der Bund war vollständig geschlossen.

„Möhling!“ scholl die Löwenstimme des Meisters durch das Haus. Ehe noch der alte Diener an die Thür des Vorzimmers eilen konnte, erschien der Meister schon in derselben.

„Halloh,“ rief er, „schwatzen wir hier im Flur? Kleine, das schickt sich ja gar nicht. Ich höre da drinnen immer ein silberhelles Schwatz-schwatz und ein gräßliches Brumm-brumm, und ich denke: das kann nur die Kleine sein, welche sofort anfängt, mir den Möhling durch Liebenswürdigkeit zu demoralisiren.“

Lilly aber rief:

„Ach was — schickt sich nicht! Ich weiß recht gut, daß man nicht mit den Domestiken sprechen darf, nicht mehr, als man muß, die Baronin hat es mir gesagt, daß wir nur mit unserer alten Maria vertraulich sein könnten“ — hier nickte sie der Frau zu, die geduldig wartend dastand — „aber Möhling ist ja kein Domestik. Er vertritt hier sozusagen Vaterstelle.“

Möhling nickte; das war dem Meister sehr gut, sehr gesund, daß man ihm einmal die Wahrheit sagte.

„Möhling — Vaterstelle!“ rief der Meister vergnügt. „Es ist prachtvoll! An Strenge läßt er es allerdings nicht fehlen. Komm, Kleine, es ist Arbeitszeit. Lassen wir den Brummbär.“

Er zog Lilly mit sich in das Atelier, Maria folgte nach. Möhling aber schlich, so geräuschlos wie seine umfangreichen und derbbesohlten Stiefel es gestatteten, in das zweite Atelier. Hier arbeiteten: Fritz an einer Iphigenie, welche das Land der Griechen mit der Seele suchte und zwar unter einer Palme stehend, deren Art gar nicht in dem Königreich Thoas' vorkommt, wie seine Mitschüler behaupteten; Franz an der Ermordung Coligny's; Friedrich an einer Kopie nach einem älteren Bild des Meisters.

„Ich weiß nicht", sagte der lange Fritz, von seiner klassischen Jungfrau seitwärts auf Franzens Mordthaten blickend, „Dein Coligny gefällt mir nicht. So ein Bild muß förmlich nach Blut riechen. Wenn man es ganz verdeckt und nur die vier Beine des umgestürzten Stuhles sichtbar bleiben läßt, müssen sogar diese vier Stuhlbeine „Mord" verrathen. Du bist nicht auf der Höhe Deiner scharfrichterlichen Seelendisposition gewesen."

„Die Schuld ist unser", fügte Friedrich bei, „wir haben Alles versäumt, ihn in Stimmung zu bringen. Wir hätten Möhling zum Metzger senden müssen und ein Abonnement auf täglich einen Kübel voll frischen Blutes nehmen lassen sollen, den man hier hätte aufstellen können."

Franz war ein Jüngling, der Thaten mehr liebte, als Worte. Er schwieg noch.

„Heute habe ich eine entsetzliche Nacht gehabt“, begann Fritz wieder, „meine Wirthin hörte mich schreien; ich glaubte der arme Admiral zu sein; Franz stand über mir, mich zu ermorden. Aber solche Träume lassen sich immer auf irgend Etwas zurückführen; so besann ich mich, woher mir der schreckliche Traum kam. Ich räumte gestern Abend meine Kommode auf, da fielen mir ein Paar alte, grünlich-weiße zerknüllte Glacéhandschuhe in die Hände. „Gerade so eine Kouleur“, dachte ich, „wie die Leichenfarbe von Franzens Coligny.“

Franz trat drei Riesenschritte zurück, um seinen Coligny per Distanz zu bewundern.

„Wenn sein Bild in die Ausstellung aufgenommen wird, muß die Hängekommission gleich einen Napf mit Chlor dazustellen“, sagte Friedrich. „Was man so natürlich sieht, wird man auch zu riechen glauben.“

„Nur fürcht' ich, die Kritik, welche sich mit Recht wundern wird, daß der Verwesungsprozeß im Moment des Todes schon anfängt, macht ihm Vorwürfe.“

„Aber die Wickersheimer'sche Flüssigkeit war ja damals noch nicht erfunden“, rief Friedrich.

„Pah“ machte Franz mit einer Miene wegwerfendster Verachtung, „Neid — blasser Neid.“

In diesem Augenblick schlich Möhling herein. Mit riesigen, lautlosen Schritten kam er näher, beide Hände mit einer zum Schweigen auffordernden Gebärde bewegend. Erwartungsvoll und verstummt ob der Herablassung zu ihnen, welche in Möhling's Benehmen lag, starrten die drei hoffnungsvollen jungen Leute den Haustyrannen an. Möhling stieß mit seinem rechten Daumen in die Luft, nach der Richtung der Thür, die sich zwischen beiden Ateliers befand. Die Jünglinge begriffen sofort, daß es dort etwas zu sehen gäbe und da Möhling selbst, der Strenge, sie zum Lauschen aufforderte, zögerten sie nicht, das nie Gewagte zu thun. Fritz kauerte schon vor dem Schlüsselloch, aber Friedrich und Franz rissen ihn zurück, balgten sich indeß in stummem Ringen um den wichtigen Platz, so daß Fritz nun doch als Erster in des Meisters Atelier schauen konnte.

„Psyche", flüsterte er nach einem Weilchen. Und „Psyche" staunten auch die beiden Anderen.

„Das Original — das Modell."

Sie hatten ja genugsam ihre Vermuthungen gemacht über das oft gemalte jungfräuliche Kind, welches bei ihnen, nach dem großen Bilde in Hanna's Salon, ein für alle Mal Psyche hieß.

„Leibhaftig", flüsterte Möhling und schlich wieder davon, wie er gekommen.

Die Drei sahen einander an, sehr diplomatisch, sehr vergnügt. Franz hustete.

„Deshalb soll Friedrich tanzen lernen", sprach er weise und kehrte zu seinem Coligny zurück. Jeder von ihnen kämpfte heldenhaft das Verlangen nieder, weiter zu lauschen. Nur wenn es nebenan hell auflachte, oder des Meisters Stimme ungewöhnlich laut ertönte, sahen sie sich wieder an. Franz, der Erfahrenste unter ihnen, sprach einmal:

„Kinder, mir ahnt was"

„Unsinn", antwortete Fritz auf diese mystische Andeutung, und damit war das kurze, aber inhaltreiche Gespräch wieder beendet. In ungewohntes Schweigen gehüllt, ließ Fritz seine Iphigenie weiter suchen, Franz seine Mörder weiter dolchen und Friedrich seinen Pinsel kopiren.

Möhling aber vergaß den Gilka, den er theils für Just, theils für sich bestimmt hatte und wanderte wartend auf dem Flur hin und her. Endlich war die Sitzung zu Ende, Lilly schwatzte noch zwei Minuten im Vorzimmer mit dem Meister, der ihr den neuen Pelz umgab.

„Sind Sie blind, Meister, oder mögen Sie den Mantel nicht leiden, daß Sie kein Wort davon sagen", fragte Lilly, glücklich an sich herabsehend und den schönen Stoff streichelnd.

„Ist er neu? Wie kann ich das wissen, ich kannte doch den alten nicht.“

„Alles ist neu. Herbert hat mir eine ganze Ausstattung geschenkt, Kleider, Hüte, diesen Mantel. Nun bin ich wie eine Lady anzusehen, nicht wahr?“ fragte sie stolz.

„Das war nicht recht von Herbert“, sprach der Maler ernst. „Wenn man so jung ist, darf man nicht viel Putz und Tand haben, sonst wird man eitel.“

„Eitel?“ fragte Lilly, ihn treuherzig ansehend, „ach nein, weshalb sollte ich wohl eitel sein? Ja, wenn ich so schön wäre wie Helene oder Herbert! Und auf Kleider, die man mir geschenkt hat, die nicht mein Verdienst sind, kann ich doch auch nicht eitel sein.“

Er war zufrieden und klopfte ihr väterlich zum Abschied die Wangen.

„Wie hübsch all diese Pflanzen und Blumen sind, die hier im Flur den Frühling schaffen, während es draußen schneit“, sprach Lilly, über den Flur schreitend, um hinauszugehen. Möhling trat heran, blickte seitwärts auf ein Töpfchen mit Primeln, kämpfte schwer mit sich, hätte beinahe einige Blumen abgepflückt, gewann aber doch den Sieg für seine Grundsätze und murrte:

„Empfehle mich gehorsamst, Fräuleinchen.“

Er riß die Thür auf. Der kalte Wind fegte her-

ein, Lilly huschte davon durch den verschneiten Garten. Ein Weilchen schaute Möhling ihr nach, dann ging er stracks in seines Meisters Atelier, steckte den Kopf zwischen Thürrahmen und Perserteppich hindurch und sprach:

„Wollte nur vermelden, daß das Fräulein sich sehr mißliebig über Ihre Geheimnißkrämerei gegen mich ausgesprochen haben“, machte kehrt und nahm endlich seinen Gilka.

Von da an kam Lilly jeden Tag, entweder von der Baronin oder von Maria begleitet. Die Baronin sprach häufig ihr Erstaunen aus, daß diese täglichen Sitzungen so lange nöthig seien, da der Meister ihrer eigenen Gegenwart zu dem Kleopatra-Bild lange nicht so oft bedurfte. Meister Stephan malte abwechselnd an beiden Bildern, er war überhaupt, trotz seiner übermüthigen Frühlingsstimmung von einem unermüdlichen Arbeitseifer. Das Bild der Baronin in den Gewändern der egyptischen Königin schien ihn selbst zu begeistern, er that sehr geheimnißvoll damit und Niemand durfte es sehen. Aber die Sonne meinte es doch gut mit dem Meister, sie ging jeden Tag um vier Uhr unter und nahm ihm dann den Pinsel aus der Hand. Und jeden Abend zwischen sechs und sieben Uhr fiel ihm irgend Etwas ein, daß er „nothwendig“ mit der Baronin besprechen mußte. Dann sah man ihn wie mit Sieben-

meilenstiefeln durch die Straßen und über die Elbbrücke rennen. Regnete es oder schneite es, bürdete Möhling ihm einen Schirm auf, den der Meister gehorsam nahm und dann zusammengeklappt unter dem Arm, den weiten Weg durch die Altstadt, über die Elbbrücke, in die Neustadt bis auf den Albert-Platz mit sich trug. Dort in dem kleinen Palais der Baronin stiftete der unruhige Mann auch mancherlei Unordnung an. Die Baronin klagte, daß der Meister und Lilly ihren Salon in eine Kinderstube verwandelten; aber die Klage war von einem gütigen Lächeln und einem dankbaren Blick auf den kleinen Wolf begleitet, der nun schon viele Stunden am Tag munter durch das Haus sprang und sichtbare Fortschritte in seiner Genesung machte.

Lilly, die vor Begierde brannte, die ungeheuren Quantitäten von Weisheit, welche Schwager Heinrich ihr beigebracht, nun auch ihrerseits an den Mann zu bringen, hatte die Erlaubniß erbeten, Wolf zu unterrichten. Hanna hatte „ein wenig und spielend“ erlaubt. Nun sollte das Kind anfangen französisch zu lernen, Lilly hatte sich eine Methode ersonnen, ihm mühelos Vokabeln einzuprägen, auf welche sie sehr stolz war Es wurden zahllose kleine Bildchen gezeichnet, welche einzelne Gegenstände darstellten; Lilly schrieb auf die Rückseite jeden Bildchens das französische Wort und Wolf lernte so mit Auge und Ohr zugleich. Selbst-

verständlich mußte Meister Stephan sich dazu hergeben, mit Bleistift und raschen Pinselstrichen alle Dinge, die man in Haus, Garten, Feld und Stadt nur ersinnen konnte, auf das Papier zu zaubern. Da saß er denn, sein schwarzes, rauhes Haupt über den Tisch gebückt, Abends im Salon. Rechts von ihm lag Wolf fast auf seinem Arm, ihm zuzusehen, links von ihm ruhte Lilly auf seiner Schulter, ebenfalls um zuzusehen.

„Aber Kinder, Ihr belagert ja den armen Mann,“ mahnte dann die Baronin. Sie fuhren auseinander, und rückten doch gleich wieder eng zusammen. Meister Stephan brummte, daß es ihn nicht genire, und die „drei Kinder“ waren sehr zufrieden.

Manchmal mußte der Meister den Stift sehr fest fassen, denn die Hand zitterte leise, wenn das schimmernde Haar des Mädchens an seiner Wange ruhte oder wenn eine kleine, leichte Hand sich ganz unbefangen auf seine Schulter legte. „Natürlich, ich bin der alte, onkelhafte Meister Stephan, fast so gut wie Bruder Herbert,“ dachte er dann wohl, „wenn ich ein junger, hübscher Lieutnant wäre, würde Fräulein Lilly mir keinen Nasenstüber geben, wie sie neulich that.“

Der Meister war sehr eifersüchtig auf das Benehmen Lilly's gegen Herrn von Marthoff, obgleich Graf Hattenheim dies Benehmen noch „schäferhaft naiv“ fand. Herr von Marthoff kam auch sehr oft in das Hotel am

Albert-Platz, so oft, daß selbst der Baron ihn gutgelaunt damit neckte, worauf Herr von Marthoff, der eine verhängnißvolle Neigung zum Erröthen hatte, jedesmal glühend roth wurde. Lilly freute sich seines Kommens, denn sie mochte ihn wirklich sehr gern leiden. Er sprach mit so viel Liebe von all den Personen, welche ihr theuer waren. Er hörte ihr mit ebenso viel Andacht zu wie Wolf, er hatte offenbar Respekt vor ihr, während alle Anderen sie einem Kinde gleich behandelten. Oft Abends, wenn die Baronin müde mit einem Buch im Schaukelstuhl ruhte und der Baron mit zwei Herren, die abwechselnd Höfler, Graf Adalbert, Herbert oder der Meister waren, seine Partie L'hombre machte, waren der Lieutenant und das junge Mädchen auf einander angewiesen. Sie saß dann am Tisch und stickte, er, ihr gegenüber, sah ihren flinken Fingerchen zu.

„Der Schwager Heinrich muß ein böser Mann gewesen sein?" fragte Marthoff einmal.

„Ach nein — ich habe immer Schuld gehabt, wenn er schalt," gestand Lilly ehrlich. „Denken Sie sich: Nachmittags durfte ich eine halbe Stunde nach Tisch lesen und dabei stricken. Einmal las ich „Waldmeister's Brautfahrt." Ich hatte dabei einen Strumpf für Lenchen unter den Fingern, dessen Füßchen ich im Zeh zusammenmindern wollte. Ich las und las. Ach, es ist ein so liebes Gedicht — kennen Sie es?

ich will es Ihnen geben — und ich strickte und strickte und strickte. Wer kann da an die Zeit denken! Heinrich's böses Rufen weckte mich. Ich hatte anstatt der halben, zwei Stunden gelesen und mein Strumpf war dabei so lang geworden." — Sie zeigte eine unmögliche Länge. „Natürlich schalt Heinrich sehr. Ein anderes Mal, es war Sonnabends, sollte ich die Abendmilch für Lenchen kochen; ich setzte das Töpfchen an das Feuer und ging derweile ein wenig vor die Thür. Es war so blau, so schummrig, so weich und duftend an jenem Abend, der Mond kam herauf und von fern hörte ich die heimkehrenden Turner singen „und wenn kein Wanderbursche wär, wo käm' das liebe Wandern her". Da stützte ich die Ellbogen auf das Gitter vor unserm Hause und dachte in den weiten Weltraum hinein und wie fern wohl alle Sterne sein möchten. Aber ach, ein schrecklicher Geruch drang hinter mir aus der offenen Hausthür. Wissen Sie, Herr Lieutenant, was angebrannte Milch ist!? Heinrich that recht, mich zu schelten, denn so unnütz war ich immer", schloß Lilly lachend.

„Sie sind ein Engel," versetzte Marthoff feurig, „Sie sollten fortan immer an einer Stätte leben, wo keine Strümpfe und keine Milchtöpfe Sie verhindern, sich an der Schönheit zu erfreuen."

„Nein," sprach Lilly ernsthaft, „Heinrich sagte, auch

die reichste und vornehmste Frau muß sich um die praktischen Dinge des Lebens selbst bekümmern, sonst bringt sie die Millionen ihres Gatten durch. Gesetzt, ich heirathe einmal einen armen Mann! Dann muß ich auch kochen und stricken."

„Davon würde ich Ihnen sehr abrathen," sagte Marthoff dringend, „haben Sie überhaupt schon daran gedacht?"

„Bis jetzt nur erst so viel," gestand Lilly flüsternd, „daß er kein Schullehrer und nicht häßlich sein dürfte."

„Wie denken Sie über das Militär?" fragte Marthoff, ihr näher rückend.

Seit einigen Minuten aber bewachte der an jenem Abend gerade anwesende Meister ihre Mienen und ihr Geflüster. Als Marthoff seinem Stuhl nun den Ruck näher zu Lilly gab, sprang er plötzlich von dem L'hombretisch auf und setzte sich zu Lilly. So erhielt Herr von Marthoff keine Antwort.

Später machte sich dann der Meister die heftigsten Selbstvorwürfe; er hielt sich vor, daß Marthoff ein braver, ein hübscher Junge sei, daß er als Lilly's Freund die sichtbaren Pläne des Lieutenants befördern und nicht stören müsse. Dann schloß er sich Herbert und Marthoff gern an, um sich von dem Werth der Beiden möglichst zu überzeugen. Er hatte tapfere Stunden, wo er sich sogar vornahm, bei Gelegenheit

des Balles selbst Lilly's Herz zu erforschen und wenn dieses eine Neigung für Marthoff zeige, als „onkelhafter" Patron des Bündnisses aufzutreten.

Der Ball rückte immer näher, endlich trat die Nöthigung gebieterisch an den Meister und seine drei Schüler heran, Möhling das Geständniß des beabsichtigten ungeheuren Leichtsinns zu machen.

„Möhling," warf der Meister eines Abends so hin, als er auf einer Ottomane in seinem Atelier lag und aus einem Tschibuk rauchte, „Möhling, ich bin so oft mit Einladungen überhäuft worden, daß wir daran denken müssen, uns einmal zu revanchiren."

Möhling reinigte die Pinsel.

„Sie geben ja allemal im Sommer ein Waldfest — es kostet uns immer ein schweres Geld, denn der Wirth da in Tharandt versteht die Kreide zu handhaben."

„Eben deshalb wollen wir's einmal bei uns im Hause geben," sagte der Meister eifrig, den Sparsamkeitspunkt betonend.

„Aus Sparsamkeit?" fragte Möhling höchst mißtrauisch. „Na, davon können wir ja seiner Zeit noch reden, bis zum Sommer ist es noch lang."

„Ich denke, man macht's einmal im Winter ab."

„Das geht nicht," sprach Möhling, den Terpentin-

lappen ausschlagend; „den Garten muß man mitbenutzen, sonst ruinirt man mir das Haus zu sehr.“

Mit ihm war gar nichts anzufangen. Der Meister mußte sich schon entschließen, die Wahrheit auf einmal zu bekennen. Er sog noch einige Mal an seiner Pfeife, guckte so unbefangen als möglich zum Plafond empor und sprach:

„Zum einunddreißigsten Januar habe ich eine Ballgesellschaft hierher eingeladen.“

Möhling mußte sich setzen. Er legte den Bündel Pinsel hin, den er in der Hand gehalten. Lange sah er schweigend den Mißrathenen an, der gewaltig aus dem Tschibuk qualmte.

Endlich lachte Möhling auf. Kurz, brutal, laut. Der Meister kannte dies Lachen; es hieß in Worte übersetzt: „Es wird einfach nichts daraus.“

Ohne eine Silbe zu verlieren, fuhr Möhling nach diesem Auflachen in seinen Obliegenheiten fort, guckte in das Mastixnäpfchen und sprach:

„Ich muß auch neuen Mastix besorgen.“

„Wir gehen noch nicht zur Tagesordnung über, mein Alter,“ sprach der Maler, sich nun energisch erhebend. „Die Einladungen sind gemacht, sogar schon angenommen und es wird getanzt.“

„Dann ohne mich,“ erklärte Möhling empört.

„Natürlich,“ lachte der Meister. „Getanzt wird

ohne Dich, — aber den Haushofmeister mußt Du machen."

„Ich denke nicht daran, solchen Wahnsinn durch meine Beihilfe zu befördern," rief Möhling, sich zum Zorn erhitzend.

„Es soll ein Kostümball sein und Du mußt ein Heroldsgewand tragen." — Neues Auflachen seitens Möhling's. — „Fräulein Lilly wird Dir tausend schöne Dinge sagen, denn Du wirst sehr malerisch aussehen."

„Das kleine Fräulein?" fragte Möhling mit grimmigem Schmunzeln.

Der Maler ersah schnell seinen Vortheil.

„Die Kleine sollte einmal tanzen," sprach er begütigend, „und ich möchte nicht, daß sie zuerst in eine Gesellschaft kommt, wo fade Lebemänner ihre Wangen durch alberne Komplimente erröthen machen."

„So — so, wegen der Kleinen," murmelte Möhling. „Das ist etwas Anderes. Die ist freilich bei uns besser aufgehoben, als anderswo."

Und damit war die große Frage erledigt. Am andern Tage hatte der Meister in seiner Herzensfreude das Bedürfniß, „der Kleinen" einen Blumengruß zu senden, welcher ihr die Botschaft versüßen solle, daß weder sie noch die Baronin fortan bis zum Ball mehr kommen dürften. Mit einer Scheere, einem Bogen Seidenpapier und einem Bande ausgerüstet, trat der

Meister in den Flur, allwo gestern ein herrlicher Hyazinthenflor erblüht war.

O Schreck, o Staunen! Kaum, daß hier und da einige knospende Blüthenstengel noch verriethen, daß hier einmal Blumen geblüht hatten und wieder blühen würden. Keine Hyazinthe war mehr zu sehen. Jetzt wurde der Meister aber wirklich einmal böse. Die Zornesader auf seiner Stirn schwoll.

„Wer hat das gethan?" rief er. „Die Frechheit geht zu weit. Mir alle Blumen abzuschneiden!"

„Haben Sie die Blumen gepflegt, begossen, hergebracht?" fragte Möhling. „Ich denke, wenn sie abgeschnitten worden sind, wird sie wohl Wer abgeschnitten haben, der ein Recht dazu hatte."

Der Maler warf Papier und Scheere vor Möhling's Füße, kehrte in sein Atelier zurück und schlug krachend die Thür zu. Abends, als er bei der Baronin eintrat, wehte ihm starker Hyazinthenduft entgegen. In einer Schale prangten die Blumen auf dem Tisch und die Baronin rief lachend:

„Eine fromme Liebesgabe von Möhling an Lilly."

X.

Auch Esther sollte zu dem Balle gehen, ihr war, als rüste sie sich zu einem Kampf. Seit Wochen, seit jenem bösen Tag, wo die harten Worte zwischen ihr und Herbert fielen, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Aber gehört, bis zur Unerträglichkeit gehört, hatte sie ihn und seinen Namen. Sie vernahm, oft nur mit der erregten Phantasie, immer droben seinen Schritt; sie hörte ihn, wenn er, rasch und laut, wie er pflegte, in ihre Wohnung trat; sie vernahm seiner wohllautenden männlichen Stimme Klang, wenn er mit dem Vater sprach, während sie im Nebenzimmer wartete; sie mußte zuhören, wenn Lilly, die mindestens drei Mal in der Woche kam, in schrankenloser Bewunderung von ihm mit dem Greis sprach; sie mußte das Erstaunen Meister Stephan's hören, der sich wunderte, daß Herbert grade immer schon versagt gewesen, wenn er und Lilly beim Professor eingeladen waren. Esther wußte ja, weshalb er immer höflich bedauernd sagte: „Ich würde sehr gern den Abend bei Ihnen mit dem Meister und

Lilly zubringen, aber leider hat die Baronin mich schon gebeten."

Lilly und der Meister hatte in dem Hause am Altenmarkt ihre „Filiale" errichtet, wie sie selbst lustig erklärten. Sie gehörten nun einmal zusammen, es wäre weder Esther noch dem Professor eingefallen, den Einen ohne die Andere einzuladen.

„Wenn sie einmal heirathet, muß der Professor nur als Adoptivpapa zu ihr ziehen," sagte Esther einmal.

„Denkst Du denn, daß diese Kleine sich je mit einem andern vermählen könnte, als mit dem Meister?" fragte Prätorius.

Esther machte große Augen.

„Aber Papa, der Professor Müller könnte ja Lilly's Vater sein. Wie könnte sie einen Mann lieben, der schon vierzig Jahre ist. Und er ist doch sehr häßlich."

„Wie soll denn ein Mann aussehen, Fräulein Tochter? Der Eine ist zu schön; der Andere zu häßlich," lächelte der Greis.

Esther erröthete unwillig.

Sie hatte von dem Augenblick an, wo der Meister sie zum Ball eingeladen, förmliches Fieber bekommen. Endlich also mußte sie Herbert wieder begegnen und zugleich die Frau kennen lernen, vor deren Namen

sie zitterte. Wenn Lilly dankbar von der Geduld, Güte und Großmuth der schönen Frau sprach, mit Mitleid und Verständniß suchend erzählte, wie bleich Hanna sei, wie sie oft zu leiden scheine, und dies doch immer heftig ableugne, dann sagte sich Esther: vielleicht leidet sie um seinetwillen. Der Wunsch, Beide einmal zusammen zu sehen, zu beobachten, stieg riesengroß in ihr. Auf dem Ballfest des Meisters sollte es geschehen.

Nur diese Erregung verschuldete es, daß sie, die treue Tochter, deren Lebensinhalt bis vor Kurzem noch allein ihr Vater gewesen, nun nicht bemerkte, daß eine leise Veränderung in den Zügen des Greises vorging. Sein Antlitz schien ein wenig gedunsen, seine runzligen Hände angeschwollen. Aber er verhehlte ihr auch sorgsam, daß er sich oft seltsam matt befinde. Geduldig wie immer, ließ er die Zeit an sich vorüberziehen. Die Gespräche mit dem krankhaft phantastischen Mann — mit Roderich, der jeden Tag viele Stunden bei dem Greis verbrachte — unterhielten ihn sehr. Auch der Verkehr mit Meister Stephan that ihm wohl, und so fand er immer noch Gründe, dankbar zu sein. Herbert fragte ihn einmal um das Geheimniß dieses Seelenfriedens, den er in solchem Alter nicht zu haben fürchtete.

„Ich habe allezeit die Arbeit geliebt um der Ar=

heit selbst willen und nie etwas für mich gewollt, weil der egoistische Wille stets dem Nebenmenschen schadet," sprach der Greis.

„Wenn der Idealismus solchen praktischen Nutzen für das eigene Ich trägt," dachte Herbert darauf, „wäre es ganz heilsam, auch Idealist zu werden."

Aber um dieses späten und ungewissen Friedens halber in der goldenen Jugendschönheit auf alle Genüsse verzichten? Dreimal nein. Welch ein graues Leben mußte das sein ohne die Freuden, die jeder neue Tag brachte oder verhieß. Wie langweilig, wenn der Inhalt der Stunden, welche nicht der Arbeit gehörten, nicht mehr fieberhafte Erwartung war auf irgend ein Etwas. Denn Erwartung war jetzt Herbert's ganzes Wesen. Er hatte die starke und lebhafte Empfindung, daß bald irgend ein Ereigniß eintreten werde; er fühlte, daß dieser Zustand nur dem Wandern durch Morgennebel glich, daß er nicht währen könne und ein Ende nehmen müsse. Diese Spannung, gemischt mit dem prickelnden Behagen, welches die unruhige Gegenwart ihm verursachte, däuchte ihm sehr interessant und selbst die Enttäuschungen wurden noch zu Reizen. An Enttäuschungen fehlte es nicht; er hatte noch oft jene Erfahrung machen müssen, wie am zweiten Weihnachtstag, daß Hanna sich ihm mit deutlichster Absicht entzog, oder daß bald die Gräfin Illingen — die sich gar auch

in Wolf's Krankenzimmer und Rekonvaleszententhum mit gutem Rath und helfender Gegenwart drängte — bald der Baron oder Lilly ihn störten, mit Hanna allein zu plaudern. Nie hatte er bis jetzt eine ruhige Viertelstunde gefunden, um von ihr zu hören, ob Adalbert ihr damals seinen Brief gegeben.

Daß dies geschehen, wußte er von Adalbert, den er übrigens jetzt seltener sah. Er schien sehr beschäftigt, oft verstimmt und wenn Herbert in erwachendem Bedenken von dem Wechsel sprach, sagte er übellaunig:

„Sei kein Plebejer — man spricht nicht unnöthig über diese Dinge. Ich werde den Wechsel einlösen."

Wie konnte Herbert auch lange an solche Fragen denken, da er genug zu thun hatte, um zu ergründen, ob die Baronin Hanna sich wirklich für ihn „interessire" und ob sie sich seinetwegen „verändert" habe, wie der Meister behauptet, daß sie gethan.

Am Vorabend des Balles lud Meister Stephan Herbert und den armen Roderich zu sich; da Letzterer es ausgeschlagen hatte, zu dem Fest zu erscheinen, sollte er Tags zuvor all' die Herrlichkeiten bewundern, welche die drei Jünglinge mit Möhling's Hilfe hervorgezaubert. Heute leitete Möhling die Herren in die sonst unbenutzten Zimmer links vom Flur, wo für einige

Tage, Meister Stephan Wohn- und Arbeitsquartier aufgeschlagen hatte.

„Sie verziehen meine kleine Schwester," rief Herbert geschmeichelt, „Sie machen sich um dieses Kindes willen zu viel Unruhe."

„Nicht der Rede werth," rief der Meister. „Ich fürchte nur, es schwatzt und trinkt sich hier nicht so gemüthlich, wie im Atelier."

„Deshalb keine Furcht, drei deutsche Männer tragen die Gemüthlichkeit bei sich, das heißt, wenn der Rheinwein nur reichlich und gut vorhanden ist," rief Roderich, der allein in des Meisters Gegenwart zuweilen einen schwachen Schein von Heiterkeit im Gesichte trug.

„Daran fehlt's bei uns nimmer. Zu Tische, meine Freunde, und sehen wir, ob die Lisette uns unter Möhling's Aufsicht ein erträgliches Abendessen vorgesetzt hat."

„Sie verhießen uns für heute eine Ueberraschung," mahnte Roderich, während sie speisten.

„Kommt auch noch, nur Geduld. Ich denke, Ihr werdet mit meinem neuen Bilde zufrieden sein," sagte der Meister froh.

Sie folgten ihm in ein Zimmer, welches jetzt als Atelier dienen mußte, bis die Poltergeister, die um Lilly's Willen heraufbeschworen worden, wieder ver-

bannt waren. Dies Zimmer lag an der westlichen Seite des Hauses und hatte einen Ausgang in eine kleine Veranda, welche im Sommer von Weinranken eng umzogen war. In diesem Zimmer stand, in richtiger Entfernung von der hellstrahlenden Hängelampe eine Staffelei mit einem noch verhüllten Bilde in großem Format. Mit einem Ruck zog der Meister die verhüllende Decke fort. Herbert that sofort einen Ausruf des Entzückens, der Andere schwieg.

„Kleopatra," sprach Herbert.

Da ruhte das schöne Weib, noch nicht in starrer Todesverzweiflung, sondern wartend, in seliger Geduld, wie ein Weib wartet, welches der Nähe des Glücks gewiß ist. Ihre großen, sehnsuchtsfeuchten Augen blickten nicht den Beschauer an, sie hingen fest an einem seitwärts gedachten Punkt, man fühlte, daß sie auf jene Stelle schauten, wo Antonius erscheinen mochte. Man sah nur den Oberkörper des auf weißen Kissen ruhenden Weibes, das den rechten Ellenbogen aufgestützt und die Wange leicht in die rechte Hand gelegt hatte. Ein weißes, goldverziertes Gewand umhüllte ihre Formen, an den nackten Oberarmen zeigte sich orientalischer Schmuck, Spangen, die nicht ganz zusammengriffen, eine goldene Schlange, die sich drei Mal um das weiße Glied wand. Das Haupt des Weibes zierte die egyptische Haube, welche über der

Stirn in einem Vogelkopf abschloß. Und diese Kleopatra, welche das Bild ruhender Leidenschaft war, trug die Züge der Baronin Hanna.

„Was sagt der Baron zu diesem Bild?“ fragte Herbert.

„Da es weder ausgestellt, noch kopirt wird, sondern allein im Hause, im Privatzimmer der Baronin sichtbar sein kann, so wird er unmöglich einen Tadel gegen eine Darstellung seiner Gemahlin aussprechen können, welche, wie ich hoffe, künstlerisch ist und selbst für den Fall, daß man dies Bild ausstellen wollte, seine Frau nie kompromittiren wird.“

Sie achteten nicht auf den schweigenden Roderich, der seine Augen unverwandt auf das berückende Bild geheftet hielt. Und wie er so in stummer Trunkenheit das Bild der Frau auf sich wirken ließ, die er mit phantastischer Traumliebe vergötterte, fast ohne sie zu kennen, während er so dastand und im Anblick schwelgte, ging langsam in seinem Auge eine irre, wilde Flamme auf. Er gab den ganzen Abend keine Rede und Antwort mehr, er sah sich, wenn er unbeachtet war, scheu im Zimmer um und seine Lippen murmelten lautlose Worte. Man ließ ihn unbehelligt; sie wußten Beide, der Doktor und der Maler, daß Roderich stundenlang geistig unzurechnungsfähig war, daß man ihn nur still bemitleiden, aber nicht ihn stören durfte. Herbert, immer treu für den Armen besorgt,

begleitete ihn später heim, damit er sicher in seine Klause komme, aber ob er Herbert's Begleitung überhaupt bemerkte, blieb unentschieden.

— — — — — — — — — — —

Der große Tag war da, Esther schmückte sich. Sie schmückte sich wie ihre biblische Schwester, fast als sollte sie vor einen König treten. Wenn man ihr gesagt hätte, daß all' ihre Sorgen in den letzten Tagen: „Wie werde ich aussehen?“ — „Wird man mich überhaupt noch neben der Baronin bemerken?“ — „Was soll ich als kleidsamste Tracht wählen?“ nur die jungen verzeihlichen Eitelkeitssorgen eines neunzehnjährigen Mädchens seien, würde sie wahrscheinlich gefragt haben: „Ich eitel? Niemals.“ Sie hatte ein Undinenkostüm gewählt; Meister Stephan selbst erklärte vor einigen Tagen den ihm vorgelegten Anzug aus Silbergaze, Schilfgras, Wasserrosen und Korallenzweigen als ein höchst malerisches Gewandstück, in welchem sich Fräulein Esther mit ihren kühlen Augen sehr nixenhaft ausnehmen werde.

Nun prangte sie vor dem Spiegel in der märchenhaften Tracht, aber ihre Wangen und Augen brannten und sie sah gar nicht „kühl“ aus. Esther mußte ihrem armen Papa ihr Aussehen und ihren Anzug ganz genau beschreiben. Der Greis tastete mit vorsichtigen Fingern an ihrem Kleid umher und sagte seufzend:

„Du mußt schön aussehen, mein Kind — sagen Sie es mir, Roderich, sieht meine Tochter schön aus?“

Der Angeredete, welcher ein Buch, aus dem er zuvor laut gelesen, auf den Knieen hielt, fuhr aus tiefem Sinnen empor.

„Ja, ja,“ sprach er zerstreut, „sehr schön.“ — Vor seinem Geist stand ein anderes Bild. „So schön,“ wiederholte er mit einem begeisterten Ausdruck.

Der Greis lächelte zufrieden, Esther erröthete vor Vergnügen. „Lieber Herr Roderich,“ sagte sie bittend, „nicht wahr, Sie verlassen den Papa nicht? Und wenn Sie heute Nacht hier schlafen möchten, würde ich sehr beruhigt sein, da ich vielleicht erst spät heimkehre.“

Roderich lächelte geheimnißvoll.

„Ich will hier bleiben — bis Mitternacht — noch später — aber dann muß ich fort — ich habe zu thun.“

„Doch nicht in der Nacht. Was können Sie in der Nacht schaffen und gewinnen?“ fragte Esther. „Ich mag den Papa keine Stunde allein wissen und die Dienstboten sind so unerfahren.“

„Mein Kind, ich bin ja ganz wohl,“ schaltete der Professor mit matter Stimme ein.

„Was ich gewinnen kann in der Nacht? — Mein Glück!“ flüsterte Roderich vor sich hin.

Esther zuckte die Achseln. Mit dem armen Men-

schen hatte man doch viel Geduld nöthig und unzurechnungsfähig war er entschieden manchmal.

Im Korridor draußen wurde es laut — Esther erglühte. Da kamen Herbert und Lilly, um sie abzuholen, dieser Pein hatte sie sich nicht entziehen können. Der Baron und die Baronin sollten sich ja als erste Gäste einfinden, um dem Meister beim Empfang der Herrschaften beizustehen, da Frau Hanna die Rolle der Hausdame übernommen hatte. Lilly aber durfte auf des Meisters Wunsch erst spät erscheinen, ihr Bruder sollte sie begleiten, und Lilly und Jedermann hatte es so selbstverständlich gefunden, daß Esther sich dem Geschwisterpaar anschlösse, sie konnte sich nicht weigern. Sie zitterte: welches Urtheil würde sein Auge ihr sprechen?

Lilly tanzte ins Zimmer herein, lachend, glücklich. „Bin ich nicht ein Aschenbrödel, wie's im Buche steht?“ rief sie statt jeder Begrüßung. „Herr Professor, ich hab' ein graues kurzes Kleidchen an, die weißen Spitzen im Ausschnitt und an den Aermeln sind gar nicht passend im Grunde genommen, aber die Baronin sagte, das müsse sein, etwas idealisiren dürften wir das Aschenbrödel. Mein Kleid ist im Nacken und auf der Brust herzförmig ausgeschnitten, es ist nach einem Bild aus Wolf's Märchenbuch gemacht. Und wenn Sie wüßten, wie mein Herbert schön aussieht!“

Herbert stand in seinem Wamms von blauem Sammet und weißer Seide ein wenig ärgerlich da. Er trug sein Barett mit wallenden Straußfedern auf dem Kopf, seinen Degen an der Seite und hatte weißseidene Strümpfe an. Er war noch keineswegs in Ballstimmung, diese ganze Verkleidungsgeschichte kam ihm wie eine lächerliche Farce vor, er hatte die dunkle Empfindung, daß Esther jetzt wieder kühl spöttelnd die Lippen schürze und wagte es deshalb nicht, sie anzusehen. Er irrte sich; Esther hätte ihn gern angestaunt, sie sah so halb von der Seite, daß er groß und schön dastand, aber er vielleicht fand ihre Erscheinung zu einfach und sie wagte nicht, ihn anzusehen.

Lilly und Esther nahmen zärtlich Abschied vom Professor, Esther stand mitten im Zimmer, die Haushälterin kam mit Tüchern und Pelz. Da erschaute Esther in dem Spiegel Herbert's Gestalt, neugierig vertiefte sie sich in seinen Anblick. Er aber bemerkte, daß er sie, die ihm halb den Rücken zuwandte, nun ohne Furcht anschauen könne, denn der große Spiegel gab ihr Bild wieder. So trafen sich unvermuthet im Glase die Augen, die sich zuvor furchtsam flohen. Er lächelte unwillkürlich. Sie erröthete wieder. Sie staunten einander bewundernd an. Und so ward stumm eine Art Frieden zwischen ihnen geschlossen. Heiter

plaudernd, angesteckt von Lilly's brennender Neugier, fuhren sie zum Feste.

Das Haus im lauschigen Park strahlte von Lichtfülle, die Wege waren sorgfältig vom Schnee gereinigt, der sich, im feuchten Schimmer beginnenden Thaues, wie eine niedere Mauer zu den Seiten aufthürmte. Ein weicher Wind brauste durch die Luft und machte die Baumwipfel erbeben.

Im Flur nahm die in ihrem bürgerlichen Sonntagskleid sich befindende Lisette ihnen die Mäntel ab. Dann, sie wußte nicht wie, waren Herbert und Esther verschwunden und Lilly sah sich allein. Zaghaft schritt sie an die Thür des Vorzimmers. Da stand eine mächtige Gestalt: ein martialischer Mann in dunklem Sammetwamms, riesigen Puffärmeln und einem Löwenwappen vor der breiten Brust. Seine Rechte hielt stramm und steif einen goldenen Heroldsstab. Lilly schlug die Händchen zusammen und umging den Mann rundum, ihn höchlich bewundernd. Er lächelte breit unter seinem greisen Schnauzbart, das Lächeln begleitete er mit einem geknurrten Laut des Behagens.

„Möhling," sagte Lilly aufrichtig, „man muß unwillkürlich einen riesigen Respekt vor Ihnen haben, Sie sehen so mächtig aus."

Er zerstörte den gemachten Eindruck durch kein profanes Wort, sondern hieß sie mit einer deutenden

Geberde seines Heroldstabes eintreten. Im Vorzimmer, welches aussah wie alle Tage und nur matt erleuchtet war, befand sich kein Mensch, aber der Lärm, der von vielen, gesellig in einen Raum zusammengezwängten Leuten erzeugt wird, drang aus dem Atelier hierher. Und durch den Perserteppich kam jetzt eine grau gekleidete, langbärtige Gestalt, faßte Lilly's Hand und sprach:

„Schau nur hinein, Kleine."

Es war der Meister; obschon er Rübezahl's Gewand und Bart trug, kannte Lilly ihn sofort; er hob ein wenig den Vorhang und ließ sie hineinsehen in das für sie erschaffene Reich der Freude. Die Wände des Ateliers waren mit silberschimmernden, rosigen Gazestoffen verkleidet, durch farbige Säulen hatte man die Wände in Felder getheilt, an jeder Säule befand sich ein Bouquet von Wachskerzen, allemal in einem andern phantastischen oder bizarren Leuchter. Alles, was eine übermüthige Künsterphantasie ersinnen und eine flinke Künstlerhand aus Flitter, Wachs, Gaze, Gelatine und Farben herstellen kann, hatten die Schüler mit ihrem Meister hier geschaffen und im Lichterglanz schimmerte all' der Dekorationsschwindel wie eitle Märchenherrlichkeit. In diesem Raum voll blendenden Glanzes bewegte sich eine Gesellschaft, die auf die allerbunteste Art gekleidet war, in all den hübschen, fremden

Putz, den die meisten der Theilnehmer dieses Kreises öfter gesehen oder getragen bei ähnlichen Festen, der aber für das lauschende Mädchen von überwältigendem Reiz sein mußte.

Mit großen Augen, offenem Mund und klopfendem Herzen stand Lilly eine Weile da, dann jubelte sie lustig und glücklich auf: „O, Meister, wie ist das schön!“ und fiel dem Meister im Uebermaß der Freude schlankweg um den Hals.

Meister Stephan drückte vorsichtig das Köpfchen an seine Brust. „Ruhig, Alter,“ schalt er sich dabei, „so harmlos fällt man nur Jemandem um den Hals, den man für den „guten“ Meister hält.“ Er führte seine Kleine nun hinein in den Zaubersaal, allwo drei Edelknappen schon mit Eifersucht den Eingang bewacht und ihres Eintritts geharrt hatten.

„Hier,“ sprach der Meister frohgelaunt, „Fräulein Aschenbrödel, stelle ich Ihnen meine drei Knappen vor, welche heute Abend zu Ihrem speziellen Dienst bestimmt sind.“

Die Jünglinge erbaten sich alle Drei zugleich das Vergnügen des ersten Tanzes, obschon der lange Fritz gestern seinen Kollegen abgemahnt, sich vorzudrängen, da Franz mit seiner Heftigkeit und Friedrich mit seinen unrhythmischen Pas das Atelier blamiren werde. Aber Lilly hatte den ersten Tanz schon an Herrn von

Marthoff versagt, der auch gerade hereilte, um sie zu begrüßen.

„Ach," rief Lilly naiv, „Herr Lieutnant, sehen Sie aber hübsch aus! Ihre Figur macht sich in dem grünen Wamms viel schöner; wenn Sie in Uniform sind, schnallen Sie immer Ihren Degengurt zu stramm um die Hüfte."

Der Meister ärgerte sich, Marthoff lachte glücklich. Lilly versprach den drei Knappen die drei folgenden Tänze. Der Ball konnte beginnen. Meister Stephan suchte seine „Souveränin", um die Polonaise mit ihr zu eröffnen.

Die Baronin Hanna stand neben ihrem Gemahl im zweiten Atelier, der Baron erschien als Einziger im Frack, er hatte diese Bedingung an sein Kommen geknüpft, obschon Hattenheim ihm vorgestellt, er würde sich trefflich als Falstaff ausnehmen; die Baronin aber prangte in der Königlichen Tracht Kleopatra's. Sie schien aus dem Bilde herausgestiegen, welches der Meister von ihr gemalt. In Königlicher Huld empfing sie die Gäste des Malers, sie reichte jeder jungen Dame mütterlich die Hand.

Auch Herbert erschien vor ihr mit Esther, er stellte der Baronin das junge Mädchen vor. Sie sahen zum ersten Male einander Auge in Auge. Die Baronin lächelte sehr gütig und sprach verbindliche Worte,

Esther aber schaute verwirrt, unglücklich auf das strahlende Weib. Sie begriff, daß jede Schönheit verblassen mußte neben diesen fremdartigen, wilden Reizen. Ihre Finger zitterten, als sie einen Moment die weiße Hand der Baronin erfaßten. Herbert schaute geblendet die Kleopatra an, die er gestern Abend schon im Bilde bewundert. Er sagte ihr kein Wort, sie gönnte ihm nichts als den ersten Gruß der Höflichkeit und Esther athmete wieder auf. Der Meister kam, um die Baronin zu fragen, ob man den Ball nun beginnen wolle.

Es war so natürlich, daß Herbert seine Hausgenossin um den ersten Tanz bat. Esther nahm seinen Arm, die frühere Heiterkeit kehrte ihr zurück, sie fand sogar die Kühnheit, Herbert scharf anschauend zu sagen:

„Die Baronin sieht geradezu überwältigend schön aus.“

„Ja,“ sprach Herbert sehr höflich, „sie ist entschieden eine geschmackvolle Frau.“ Esther war nun sehr zufrieden und während sie mit einander tanzten, vergaßen sie Beide alle bösen Worte und alle heftige Abneigung. Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben fühlte Esther sich lustig, glücklich, wie berauscht. Es fehlte nicht viel, so hätte sie zutraulich gebeten: „Wollen wir nun doch noch versuchen, gute Freunde zu sein?“

Aber Herbert, wiewohl er sehr heiter und freundlich war, schien doch nicht so mit ganzer Seele auf den Wegen des Entgegenkommens zu wandeln. Er bemerkte, daß der Meister die Baronin bei dem Beginn des Walzers zu einem Sessel geleitete und sprach zu Esther:

„Sie sehen, der Meister tanzt nicht — gestatten Sie, daß ich eine kurze Extratour mit der Frau Baronin mache?"

Er stand alsbald vor Hanna.

„Ich danke," sagte sie leise und die schwermüthigen Augen groß zu ihm erhebend, „ich tanze nie."

„Frau Baronin!" stammelte er schwer enttäuscht. Sie sahen sich an — es verlangte sie Beide, miteinander hinzurasen über das Parkett.

„Es thut mir sehr leid," sprach sie zitternd. Er verneigte sich stumm und ging. Ach, sie konnte ihm nicht sagen, daß ihr armes Herz die heftige Bewegung des Tanzes ihr verbiete, daß sie fürchten müsse, erstickt, in Todesnoth hinzusinken, wenn er sie hineinziehe in den Kreis. Und doch waren ihre Muskeln geschwellt vom jugendlichen Verlangen, die Lust des Tanzes zu genießen.

„Die Baronin tanzt nicht?"

„Nein," antwortete Herbert, scheinbar gleichmüthig, „ich habe einen Korb bekommen."

Es kränkte ihn also nicht. Seine Eitelkeit war also doch nicht so kleinlich. Der Saal und die Menschen wurden schöner, die Musik lustiger, die Lichter heller für Esther — sie schwamm von nun an in einem Meer von Vergnügen. „Sie kann auch liebenswürdig sein," dachte Herbert, einmal erstaunt in ihr erregtes Gesicht sehend. „Und wie schön sie dann ist!" Dasselbe fand auch Lilly, die in den Pausen manchmal zu ihr geschlüpft kam und ihr zuflüsterte: „Esther, wie schön Du heute Abend bist!" Sonst hatte Lilly nicht viel Zeit für sie, denn Herr von Marthoff und die Knappen bemächtigten sich ihrer vollständig. Bei dem ersten Tanz machte Lilly die Entdeckung, daß Herr von Marthoff sehr schön tanze, sie sagte alsbald zu ihm: „Ach tanzen Sie doch auch den fünften Tanz mit mir." Glückselig stimmte der Lieutenant ein. Dann kam der lange Fritz, er gab dem Lieutenant nichts nach, Lilly verabredete sich für den sechsten Tanz mit ihm und als sie dann mit Franz galoppirte — Galopp war Franzens Lieblingstanz nnd Force — machte es sich so natürlich, daß sie auch ihm noch einen Tanz versprach. Der arme Friedrich aber, dessen Sprünge Franzens Unterweisungen wenig Ehre machten, verlor sich so in Unglück, Röthe und Verlegenheit, daß Lilly ihn sich aus Erbarmen zum Kotillon engagirte. Uebrigens wurde sie von dreien dieser Verehrer immer

zu Extratouren geholt, wenn sie mit dem Vierten tanzte. Endlich nahm der Meister das junge, athemlose Wesen in den Arm, ordnete eine große Erfrischungspause an und befahl Vernunft.

„Ihr bringt mir die Kleine um,“ schalt er.

„O,“ rief Lilly, ihren neuen Freund Franz triumphirend ansehend, „wir können furchtbar lange aushalten.“

„Unvernünftige Kinder seid Ihr. Halloh, Friedrich — beordere einmal Lebensmittel hierher.“

Sie setzten sich zusammen in eine gemüthliche Ecke, Lilly verkündete ihre Absicht, einmal einen kleinen Champagnerrausch in Praxis zu erproben.

„Das werden wir hübsch bleiben lassen — Marthoff, ich verbiete Ihnen dem Kinde schon wieder einzuschenken. Und auch Du, Franz, nimmst Dich in Acht, während unserem Friedrich ein Räuschchen nicht unvortheilhaft stehen würde.“

Franz machte eine Schulterbewegung, welche andeuten sollte, daß er ein so erfahrener Trinker sei, und daß ein bischen Champagner ihn noch nicht gleich unter den Tisch bringe.

„Sie moralisiren, Meister,“ sagte Marthoff, „ich möchte Fräulein Lilly gern ein bischen — so sehen,“ — er machte mit dem Finger vor seiner Stirn krause Zeichen — „es müßte reizend sein. Legen sie heute

die Würde ab, Meister — weshalb tanzen Sie denn nicht?“

„Lilly, soll ich mit Ihnen tanzen?“ fragte Meister Stephan, ihr tief in die Augen schauend.

„Tanzen? Sie?“ fragte sie verwundert entgegen, „O nein, das möchte ich nicht sehen.“

„Weshalb denn nicht?“ rief Marthoff.

Sie schüttelte sinnend das Haupt.

„Ich weiß nicht — aber es thäte mir weh.“

„Natürlich,“ dachte Meister Stephan, „es paßt nicht zu der Würde meines Alters, denn für so ein Kind sind meine vierzig Jahre ein Methusalemalter.“

„Sehen Sie dort das Fräulein Prätorius ganz allein,“ bemerkte Marthoff, „sie ist etwas fremd in der Gesellschaft, holen wir sie her.“

„Lassen Sie mich.“ Der Meister ging auf Esther zu, die eben allein den Saal durchschritt.

„Nun, kleine Undine,“ scherzte er, ihren Arm nehmend, „weshalb flammen denn die Augen und glühen die Wangen — mir scheint, es ist Zorn?“

„Dieser Hattenheim ist ein fataler Mensch,“ klagte sie entrüstet, „er dachte sich die Langeweile, welche er bei diesem „Kindervergnügen“ empfindet, dadurch zu vertreiben, daß er einmal sah, wie gewandt oder ungewandt ich in der Abwehr zudringlicher Komplimente bin. — Nein, führen Sie mich nicht dort zu Lilly und

ihrem Hofstaat, mir ist so heiß — kann man nicht ein wenig im Flur promeniren?"

„Dort ist's zu kühl — aber drüben die Zimmer sind auch geöffnet — plaudern wir ein wenig dort."

Links vom Flur hatte sich im ersten Zimmer der Baron mit einigen wahlverwandten Seelen um einen Spieltisch zusammengefunden. In den Ecken saßen rauchend und plaudernd einige Herren beisammen. Das zweite Zimmer begrüßte sie mit reinerer Luft. Hier befand sich Niemand, in schweigender Schöne stand das Bild Kleopatra's auf der Staffelei.

Neidlos bewunderte Esther das herrliche Bildniß; wenige Minuten nach ihnen betraten die Baronin und Herbert das Gemach. Er hatte sie hierher geführt, um Original und Portrait zu vergleichen. Der Meister und Esther, welche sich inzwischen ausruhend in den Kaminwinkel zurückgezogen, tauschten einige Scherzworte mit den Eintretenden und fuhren dann in ihrem begonnenen Gespräch, welches sich um Esther's Vater drehte, fort. Aber Esther lauschte mit halbem Ohr Dem, was die Baronin mit Herbert reden mochte. Sie vernahm nichts, in Schweigen versunken standen Beide vor dem Bilde. Dies Schweigen fand sie sonderbar; sie hob das Auge, um zu beobachten. Was sie sah, raubte ihr jede Besinnung, krampfhaft

faßte sie des Meisters Hand und deutete mit leiser Kopfbewegung auf jene Beiden.

Der Meister folgte mit dem Blick ihrer Gebärde.

Die Baronin hatte den weißen Arm, an dem die die dreimal gewundene Schlange blitzte, ausgestreckt, um die Hand leicht auf den Rahmen ihres Bildes zu legen. So stand sie, voll bestrahlt von der Lampe über ihr, in ihrem weißgoldenen Gewand, den wundervollen Hals schwer belastet vom fremdartigen Schmuck, in ihrer ganzen, schmachtenden Schönheit da, das Auge voll auf Herbert gerichtet; ihr Blick sog sich gleichsam an ihm fest. Er aber schaute ihr stumm und heiß ins Angesicht.

Das plötzliche Schweigen der Stimmen, die zuvor gleichmäßig fortgeplaudert, weckte ihn. Sein Blick traf Esther's flammendes Auge, der alte Zorn flammte hier und dort auf und versengte die jungen Keime der Verständigung, welche zuvor gesproßt hatten. Er lachte ein wenig gezwungen auf und rief:

„Sie sehen uns hier in stummer Verwunderung vor Ihrem Meisterwerk.“

Der Maler antwortete nichts, aber er schien blaß geworden. Hanna, welche nun erst aus einer merkwürdigen Traumverlorenheit auffuhr, seufzte, sah sich um und sprach:

„Der Tabaksdampf verirrt sich sogar hierher —

kommen Sie, Fräulein — gehen wir, uns um unsere Lilly zu bekümmern, welche man heute Abend nicht ihrem Uebermuth allein überlassen darf."

„Ja" sagte der Meister, „gehen Sie Fräulein Esther." Esther fühlte, er wünsche, daß sie gehen solle. Mit geneigtem Haupt schickte sie sich an, Frau Hanna zu folgen, Herbert machte Miene, die Dame zu begleiten.

„Auf ein Wort," rief der Meister. Herbert blieb, sie standen einander gegenüber vor dem Bilde der schönen Frau. Schweigend, in unbequeme Erwartung vertieft, harrte der jüngere Mann der Anrede des Andern. Der besann sich eine schwere Weile und sagte dann:

„Viele Worte machen ist meine Sache nicht. Bin auch kein Diplomat, um geschickt einzukleiden, was ich sagen möchte und doch nicht gerade heraus sagen kann, weil's wenn ich mich irre, eine schlimme Kränkung ist an Ihrer Ehre als Mann und Arzt, junger Freund! Schauen Sie das Bild der schönen, traurigen Frau an — sehen Sie mir dann ins Auge. Grade und fest. So. — Spricht Ihr Gewissen Sie ganz frei von unerlaubten Gedanken — denn bloß Gedanken könnten es ja selbst im schlimmsten Fall nur sein — ganz frei vom Bewußtsein, die Ruhe einer Frau, die nie glücklich,

aber auch nie klein oder schwach war, gestört zu haben, dann reichen Sie mir die Hand und vergeben mir."

Der Meister hielt ihm die Rechte hin und seine Augen blickten freimüthig in Herbert's Gesicht. Herbert erschrak — dann trotzte er auf, dann kam die Klugheit und berieth ihn, die schlaue Klugheit der Eitelkeit, die sich gerne weiter in den Blicken der schönen Frau gesonnt hätte. Er streckte schon die Hand aus, um des Meisters Rechte kräftig im Druck zu umklammern.

Lügen durch einen Händedruck?! Es war, als streiche ein Schlag Herbert's Hand nieder, ehe sie des Meisters Hand berührte. Nein, er wollte nie so feige lügen. Er dachte an seine todte Mutter, kurz, schnell, wie solche Gedanken in solchen Minuten fliegen, und wandte sein Antlitz erbleichend weg. Und war doch so klein, sich einen Augenblick darauf über sein Unvermögen zur Lüge zu ärgern.

Der Meister athmete auf. Er verhandelte gern mit ehrlichen Menschen; alle Schwäche ist verzeihlich und besieglich, gegen Lüge kämpft man vergebens.

„Dann," sprach er nach einer Pause, „geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie fortan das Haus dieser Frau nie mehr betreten werden, damit ein Unheil von ihr gewandt bleibe, dessen Nahen ihr vielleicht noch unbewußt ist."

„Ich bin kein Knabe!“ rief Herbert im finsteren Trotz, „ich bedarf keines Wächters meiner Ehre und meiner Sitten. Was ich thun und lassen werde, bestimme ich mir allein.“

„Als Ihr Freund und der dieser Frau sprach ich zu Ihnen,“ sagte der Meister traurig. „Wir verstehen uns nicht, ich beklage das.“

Er ging an Herbert vorbei zur Thüre hinaus. Der blieb zurück in einem unbeschreiblichen Zustand von Scham, Zorn, Leidenschaft. Jetzt wieder zurückkehren in die Gesellschaft — wo Menschen waren, die sich erfrechten, ihn und die Baronin zu beobachten? Um keinen Preis. Die Augen scheu abwenden von dem Herrn dieses Hauses? Niemals. Er hatte es gesagt, er war kein Knabe. — Von diesem Zimmer führte ja eine Thür direkt in den Garten. Herbert nahm sein Federbarett, welches an seidener Schnur über seiner Schulter hing, drückte es auf's Haupt, zog den blauen Sammetmantel fester um die Schultern und ging rasch hinaus, nachdem er sich die Thür, in welcher der Schlüssel stak, erschlossen. Mit seinen weißseidenen Schuhen stieg er durch den Schnee, eilte an die Gartenpforte und fand dort, wie er erwartet hatte, mehrere Wagen wartend.

Fröstelnd warf er sich in eine Droschke und fuhr nach Hause durch die stürmische, häßliche Winternacht.

Auf dem Feste fragte Niemand nach seinem Verbleibe, bis im Augenblick des Aufbruches Lilly erst sein Fehlen gewahrte. „Er ist schon fort,“ hieß es einfach. Die Baronin und Lilly hatten also die Pflicht, Esther nach Hause zu fahren. Der Festlärm verhallte, die Wagen rollten davon, als Letzte verließen die drei Knappen, welche sich alle Drei in Lilly verliebt hatten, das Haus. Dann lohnte Möhling unter großem Geschimpf über ihre Lässigkeit und ihren Durst die gemietheten Hilfsbedienten ab, schickte die schlaftrunkene Lisette zu Bett, leuchtete seinem gedankenvollen Meister in sein Schlafgemach und machte seine Runde um das Haus, wie er immer pflegte. Dabei griff er jedes Fenster und jede Thür an, ob sie auch verschlossen seien. Heute Nacht waren seine Beine sehr schwer, er stampfte fürchterlich auf, vielleicht kam das von den riesigen hellen Lederstiefeln, die er trug, vielleicht auch davon, daß er sehr oft allen männlichen Gästen hatte Bescheid thun müssen, die im Flur häufig ein Glas mit dem bekannten Haustyrannen des Meisters getrunken. Er ging aus Versehen anstatt einmal, zweimal um das Haus, aber ebenfalls aus Versehen packte er jedes Mal, anstatt der Fenster und Thüren, die Mauern daneben an.

„Alles fest,“ murmelte er zufrieden, zog sich in das

Haus zurück und suchte seine Klause, wo er alsbald in einen geräuschvollen Schlaf verfiel.

Schneeflocken, Regentropfen auf seinen Fittichen mit sich führend, sauste der Nachtwind durch die schwarzen Aeste der entlaubten Bäume, der dunkle Pfad zwischen den weißen, krystallen glänzenden Schneemassen begann sich mit einer hellen Decke zu bekleiden, der Frost triumphirte über den Thau, tiefer Schnee fiel sacht auf die Wege. Da kam ein vorsichtiger Fuß und drückte der sauberen Decke seine Spuren auf. Er ging bis zum Hause und wandte sich dann links. Dort mußte er durch tiefe, klebende und schwere Schneeflächen steigen. Er bog um die Ecke des Hauses und hielt vor der kleinen Veranda an.

Der Mond schien nicht, weil Wolken sein letztes Viertel verbargen. Aber doch war es nicht so finster, daß eine absolute Nacht dem menschlichen Auge verboten hätte, zwei Schritte weit zu sehen. Der Mann, welcher in der Veranda stand, blaß mit tigerhaft funkelnden Augen, sah ganz deutlich die Thür, durch welche er einzudringen dachte und sah auch, daß hinter der Thür weder Vorhang noch Rouleaux herabgelassen waren. Er preßte sein Antlitz gegen die Scheiben der Glasthür — lange, unbeweglich. Er erkannte endlich drinnen ein großes, weißschimmerndes, länglich viereckiges Etwas — gieriger, näher drückte sich sein Haupt

an das Glas. Da fühlte er seinem Druck das Hemmniß weichen, er faßte den Thürgriff, der gab lautlos nach — der Eintritt war frei.

Der Mann schlich gebückt wie ein Raubthier hinein. Er blieb vor dem weißen Gegenstand stehen; es war das Bild der Kleopatra. Nun gewöhnte er erst sein Auge, die Konturen des Rahmens zu verfolgen. Oft schienen sie ihm in der Dunkelheit zu verschwinden. Dann sah er das Bild plötzlich riesengroß, dann klein, dann ganz nah und jetzt ganz fern. Er tastete mit den Fingern darnach, um fühlend das Auge zu unterstützen. Seine Fingerspitzen berührten die kühle, mit der Oelfarbe bedeckte Leinwand — ein Schauer durchrann ihn, es war, als habe er eines Weibes kühle Haut berührt.

Ein langer zischender Ton fuhr durch das Gemach und endete mit einem leisen Schlag, wie wenn ein dünner, metallener Gegenstand gegen einen hölzernen fährt. Viermal klang dieser Ton und endete viermal so. Klatschend fiel etwas zur Erde. Aber der Mann kauerte daneben und hantirte vorsichtig damit. Der große, länglich viereckige weißliche Gegenstand war nicht mehr sichtbar. — Dann schlich der Mann von dannen, er stieg jetzt schwerer durch den Schnee, denn er trug eine lange Rolle unter dem Arm. Der Wind schlug ihm die kahlen Zweige der Büsche in das Antlitz, er achtete dessen nicht.

Dann ruhte das Haus wieder still im Wintersturm, seine Bewohner schliefen den Schlaf froher Ermüdung. Der alte Soldat hatte krause Träume, er trug stolz seinen Heroldsstab, aber anstatt des goldenen Adlers schwebte Lilly an der Spitze desselben; er zankte sich mit seinem Meister, weil der hart gegen Lilly war und nahm endlich seinen Heroldstab, um den Meister damit zu züchtigen, wie er einst den Jungen Stephan gezüchtigt, aber da wimmerte die Lilly oben auf dem Stab: „Wenn Du den Meister schlägst, thust Du mir weh.“

Unwirsch über so viel Unsinn erhob Möhling sich am Morgen, fühlte einen höchst ungemüthlichen Jammer als Folge des gestrigen Abends und trat gähnend aus seiner Klause hervor, um an die Ordnung der Dinge heranzutreten. Lisette schlief natürlich noch, so genoß er gleich die Wohlthat, gerecht schelten zu können. Langsam ging er durch alle Stuben, er kam auch in das Verandazimmer.

Aus dem goldenen Rahmen auf der Staffelei war das Bild der Kleopatra herausgeschnitten.

Möhling schrie auf, fiel vor dem gräßlich leeren Rahmen in die Kniee und jammerte:

„Mein Meister — mein Meister — mein armer Meister.“

XI.

Der Wagen des Barons rollte heim durch die Nacht, nachdem man Esther nach Hause gebracht.

Die Baronin lag schweigend in ihrer Ecke, der Baron schalt ein wenig über das strapaziöse Vergnügen. Lilly, munter, frisch und glücklich, streichelte ihm die Hände.

„Nicht schelten, lieber, bester Herr Baron, es war doch göttlich."

„Kleine Hexe", sagte er, „beneidenswerthe Jugend — möchte fast ärgerlich werden, daß unsereiner nicht mehr mit Ihnen herumspringen kann. Aber's Zusehen ist kein Plaisir."

„Ich danke Ihnen viel tausend Mal dafür — das Opfer, welches Sie und die gütige Frau Baronin mir brachten, war so groß. Aber ohne die Frau Baronin als Ehrendame hätte der Meister das Fest nicht geben können."

„Der Meister", sprach der Baron, „stellt die ganze

Welt Ihretwegen auf den Kopf, er nahm also auch keinen Anstand, Hanna und mich zu bemühen."

„Wir haben uns auch sehr lieb, wir Zwei", sagte Lilly unbefangen.

Man war zu Hause. Der Baron verabschiedete sich von den Damen, Jedes ging in sein Zimmer. Lilly hatte ihr Schlafgemach neben demjenigen Wolf's. Leise vor sich hinsingend, begann sie ihre Kleider abzulegen. Da that sich die Thür von Wolf's Zimmer her auf. Hanna, noch im vollen Schmuck Kleopatra's trat herein.

„Kleine", sprach sie, das Licht hinsetzend, welches sie in der Hand trug, „ich habe die Jungfer zu Bett geschickt, ich kann noch nicht schlafen und muß noch mit Ihnen schwatzen."

„Ach, das ist liebenswürdig von Ihnen — kommen Sie her, da im Sophaeckchen sitzen Sie bequem, nicht wahr."

Lilly holte ein Fußkissen herbei, schob es unter Hanna's Füße, nahm sich ein anderes Kissen und kauerte sich neben Hanna nieder.

„Meine liebe, theure Frau Baronin", begann sie innig, „in meinem ganzen Leben bin ich nicht so glücklich gewesen wie jetzt — freilich: glücklich bin ich eigentlich immer gewesen, aber so — so wunderschön doch nicht. Dies danke ich Ihnen. Und mein Schwager

Heinrich sagte, im Glanz der Welt fühle man bald, wie leer und eitel Alles sei, auch werde man schlecht. Das ist nun gar nicht wahr und Heinrich hat es wohl nur gesagt, weil er den Glanz der Welt nicht kennt."

„Kind", antwortete Hanna, „ein wenig hat Ihr Schwager doch wohl Recht. Ein reines, dauerndes Glück findet man selten in der großen Welt, vielleicht häufiger in den bescheidenen, kleinbürgerlichen Kreisen. Ich weiß es nicht, denn ich kenne nur unsere Welt."

„O nein", rief Lilly, „ich glaube nicht; die Frauen in bescheidenen Bürgerhäusern haben kleinere Wünsche und weniger Versuchungen zur Eitelkeit, aber wieder mehr Versuchung zur Härte, zur Klatschsucht, zur Heuchelei. Ich denke mir, der Kreis macht den Menschen, nicht die Menschen den Kreis. Alle vornehmen Leute, die ich hier kennen lernte, gefallen mir auch nicht, so wenig wie mir zu Hause Alle gefielen. Aber wenn ich in beiden Fällen mit Denen verkehren muß, die ich nicht gern leiden kann, sind mir die aus Ihrer Welt lieber, weil sie höflicher und unterhaltender sind. Gut sein kann man in jeder Lebensstellung; je vornehmer die Menschen mich glauben, je vornehmer muß ich auch im Herzen sein."

„Mein gutes Mädchen!" Hanna neigte sich, um die reine Kinderstirn zu küssen, welche so vertraulich

zu ihr empor gewandt war. „Möchten Sie einmal glücklich werden, ganz glücklich.“

Der Gedanke zitterte durch diese Worte: „so wie ich es nicht sein konnte.“

„Daran zweifle ich gar nicht“, plauderte Lilly weiter. „Ich mache mir schon manchmal so meine Zukunftspläne.“

„Nun, die möchte ich hören“, sprach die Baronin, welche sogleich an Herrn von Marthoff dachte.

„Sie dürfen keinem Menschen etwas davon verrathen“, hob Lilly geheimnißvoll an, „aber ich denke so: ewig kann ich ja nicht hier bei Ihnen bleiben. Wenn Wolf einmal ganz gesund ist und einen Gouverneur hat, verlasse ich Ihr Haus, aber nicht die Stadt, denn ich könnte mich weder von Wolf, noch von Ihnen oder gar vom Meister trennen. Ich ziehe dann zu Herbert, der sich inzwischen sicherlich verheirathet haben wird.“

„Ver — heirathet“, stammelte Hanna, tödtlich erblassend.

„Nun ja — Esther liebt ihn — ich wäre blind, wenn ich es nicht merkte; und auch Herbert wird es einmal merken und Schwager Heinrich sagte auch schon immer, aus den Beiden würde wohl einmal ein Paar. Wäre das nicht reizend? Sie lieben Herbert doch auch und gönnen ihm solches Glück, nicht wahr!“

„Gewiß," sprach die Baronin tonlos.

„O mein Gott, sind Sie krank, wie werden Sie bleich?" fuhr Lilly ängstlich auf.

„Nichts — es wird doch besser sein, wir lassen daß Plaudern bis morgen. Gute Nacht, mein Kind — ich bin müde." Mühsam erhob sich Hanna, wankte setzte sich wieder und lehnte einen Augenblick ihr Haupt zurück.

„Ich rufe die Jungfer — Sie können sich nicht allein entkleiden — oder lassen Sie mich Ihnen helfen," bat Lilly angstvoll.

„Nein — gute Nacht — ich will allein sein." Hanna nahm all' ihre Kraft zusammen, um aufrecht hinauszugehen; das junge Mädchen wagte nicht, ihre Begleitung aufzudrängen.

Die bleiche Frau schlich, das flackernde Licht in der zitternden Hand, durch das Zimmer, wo ihr Kind schlief. Ihre Kniee brachen, sie sank neben dem Bette nieder und beugte ihr Haupt über das schlummernde Kind. Mit großen, thränenlosen Augen starrte sie es an. Der Knabe erwachte von dem Lichtschein, vielleicht auch von dem magnetischen Einfluß dieser Augen.

„Mama," stammelte er, halb traumbefangen zu ihr emporblinzelnd, „o Mama, wie Du schön bist! — Du hast noch das fremde Gewand an." Er drehte sich um und schloß wieder die Augen.

Hanna blieb auf den Knieen, sie murmelte mit den Lippen Gebete, aber nicht zu einem Gott, zu ihrem Kinde.

„Vergieb mir, ich wußte es nicht — bis sie mir eben die Klarheit als Blitz in mein Herz geworfen. Als sie sagte, er könne einer Anderen zu eigen sein, oder werden, da fühlte ich, daß ich ihn liebe, ihn immer geliebt habe seit der Stunde, da ich ihn sah. Vergieb mir, mein Sohn, ich hatte es nicht erkannt — sieh, ich wußte nicht, wie die Liebe thut, denn ich hatte nie geliebt — ich wußte nicht, daß ich ihn liebte! Vergieb mir, mein Kind — aber siehe, ich erröthe nicht, denn ich wußte nichts von Schuld. Gieb mir Kraft, Deiner werth zu sein."

Sie erhob sich und wanderte gebrochen weiter, bis sie in ihrem Zimmer war. Dort setzte sie sich in ihren Sessel, der vor dem Kamin stand. Sie starrte auf die verglimmenden Scheite und suchte ihre wildzerstörten Gedanken zu sammeln, um über ihnen mit einem Entschluß zu siegen, dessen Name „Flucht" war.

Sie dachte über ihren Gatten und ihre Ehe nach. Im Alter von zwanzig Jahren, nach einer freudlosen Jugend, hatte sie in diese Ehe gewilligt. Es war eine illusionslose That gewesen; sie hatte keine Liebe, kein Glück, kein zweites Ich zu finden erwartet, und deshalb durfte sie ihren Gatten nimmer anklagen, daß er sie

enttäuscht, ihr irgend etwas vorenthalten oder zerstört habe. Alle Anschauungen ihres Standes waren ihr von Jugend auf eingeprägt worden, sie wußte, daß ihr Vater sehr arm sei, daß sie ihre Zukunft allein in einer reichen Heirath finden könne. In der vollständigen Einsamkeit ihres Landlebens hätte Hanna niemals streben können, diese reiche Heirath herbeizuführen; aber wenn man sie mitten in einen großen Kreis von Geselligkeit versetzt haben würde, sie hätte nimmer durch einen Blick, einen Gedanken, ein Lächeln versucht, ihr Geschick freundlich zu lenken. Sie wartete, daß es zu ihr kommen werde. Und es kam in der Person des Barons. Er war ein Mann wie andere auch, ein Dutzendmensch, dem man keine Tugenden und Vorzüge nachzurühmen wußte, aber auch keine Laster und Charakterfehler. Sein Alter und seine Häßlichkeit thaten ihr weh, seine derbe Gradheit wohl. Sie schloß die Augen und dachte „ich muß“ und ging gelassen ihren Weg in die Zukunft hinein. Neben sich in der großen Welt fand sie andere Frauen in ähnlichem Geschick, diese füllten ihr Herz und ihre Zeit aus durch erlaubte und unerlaubte Freuden. Hanna war zu müde, um sich auf erlaubte und zu stolz, um sich auf unerlaubte Weise zu „amüsiren.“ Immer wartete sie; „das Glück wird auch einmal zu mir kommen,“ dachte sie mit der Geduld des Fatalismus. Als ihr ein

Sohn geboren wurde, dachte sie eine Weile, dies sei „das Glück.“ —

Wenn das Weib nicht an der Wiege seiner Kinder liebestrunken, selig dem Vater dieser Kinder in das Auge schaut, ist die Mutterschaft ein Märtyrerthum. Aber Märtyrerherzen lieben vielleicht mit schmerzlicherer Innigkeit, als die Herzen Glücklicher. Hanna liebte ihren Sohn doppelt, weil er sie täglich lehrte, daß sie nicht glücklich war.

Niemals aber lehnte sie sich in Unwillen gegen ihre Lebensgestaltung auf, sie war eine geduldige Natur, sie hielt still; es hatte so von Jugend auf in ihr gelegen, immer still zu halten. Ihre Gesundheit litt, sie klagte gegen Niemand, sie versuchte nichts, sie zu bessern. „Wenn ich leben und glücklich sein soll, werde ich schon genesen,“ dachte sie und preßte die Hand gegen das oft versagende und oft zu wild schlagende Herz. So in dumpfer Ruhe gingen ihre Jahre hin; keine Versuchung erregte diesen sonnenlosen Frieden, sie schien durch die Welt zu schreiten, ohne ihrer unruhigen Schönheiten gewahr zu werden.

Dann trat Herbert in ihr Leben. Sie fühlte, daß in ihr und um sie etwas anders geworden war, schöner, nicht mehr so leer. Sie fing an, den Tod, noch mehr das Leiden zu fürchten. Die Tage wurden

ihr nicht mehr lang, aber sie ward sich nicht bewußt, was die Stunden jetzt so rasch fliehen ließ.

In dieser Nacht hatte sie erkannt, daß sie Herbert liebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie dachte an ihren Gatten. Alles, was sie von ihm fordern und erwarten konnte, hatte er ihr gegeben: das Wenige, was Eins dem Anderen in einer Konvenienzehe giebt; das Viele, denn in einer solchen Ehe, wo nicht die blinde Liebe Vertrauen lehrt, giebt der Mann seinen Namen und seine Ehre einem Weibe zur Obhut, welches Beides nicht aus Liebe, sondern nur aus Pflicht hüten kann. Er hatte aber auch ihre Ehre gut gehütet und nie, wie viele seiner Standesgenossen, Freuden gesucht, um derenwillen sein Weib hätte erröthen können. In ihrem Hause und in ihrer Ehe war alle Zeit Alles seinen ordnungsmäßigen, stillen, tadellosen Gang gegangen, ohne Sonnenschein und ohne Schattenflecke.

Hanna wußte es: sie hatte kein Recht, ihren Gatten anzuklagen für Das, was er nicht war, sie wußte damals vorher, daß er ihr nicht mehr sein konnte und war doch sein geworden. Und Hanna wußte weiter, daß ihres Mannes Ehre und ihres Sohnes Ehre Eines seien.

Sie dachte auch an Herbert. Sie schloß die Augen:

nun verstand sie auch mit einem Male, daß von ihm keine Hilfe zu erwarten sein konnte in einem Kampf — Kampf zum Entsagen, nicht Kampf um Besitz.

Hanna hatte nicht den Stolz und die Kraft zu einem Kampf, sie fühlte nur die — auch heroische — Kraft zu fliehen. „Fort," dachte sie in ihrem verzweifelten Herzen, „nur fort, ihn nie wiedersehen, um fern von seinem Angesicht zu lernen, nicht sein zu denken." Sie holte aus ihrem Kleid hervor ein Medaillon, welches sie auf der Brust trug, es enthielt jenes weiße Päckchen, das Herbert ihr gesandt, das Opium, welches sie Gift wähnte. Lange und schaudernd betrachtete sie es.

„Noch nicht," flüsterte sie, „nein, noch nicht. Nur in letzter Noth — wenn ich nicht mehr entrinnen könnte. O, mein Sohn, ehe ich vor Dir erröthen müßte, wollte ich lieber im Tode erblassen."

Sie fiel in die Kniee und barg ihr Haupt auf den gefalteten Händen im Sitz des Lehnstuhls. Das Licht der Kerze, der glimmende rothe Schein aus dem offenen Kamin fiel auf das schöne Weib, das hier in der Winternacht in Todesschmerzen rang. Sie wollte beten, sie suchte vergebens nach Worten und Ziel. Sie wollte stammeln, daß ihre Seele frei von Schuld, daß ihr nicht möge angerechnet werden, wie sie bis heut im Traum gewandelt. Ihre Noth blieb stumm. —

In dieser Nacht ging sie nicht zu Bett. Als der späte Wintertag graute und das Morgenfrösteln durch das Gemach schlich, erhob sie sich von ihrem Platz vor dem Kamin. Der fremde Schmuck an ihrem Hals und ihrem Gewand klirrte leise, Schrecken rann durch ihre Glieder — sie trug noch der Kleopatra Gewand. Ein Lächeln voll bitterem Weh schlich um ihren Mund. Auch ihre Brust hatte ein Schlangenbiß heute Nacht verwundet, auch sie würde daran sterben, nur langsamer — sehr langsam. Leben, leben im Bewußtsein: ich liebe ihn, ich muß diese Liebe ersticken, wie konnte das möglich sein?

Sie kleidete sich um; es machte ihr viele Mühe, mehr als einmal sank sie matt, fast erstickt von Herzklopfen, auf ihr Bett hin. Endlich umhüllte ihre Glieder das warme Morgengewand. Sie schellte ihrer Jungfer.

Verschlafen und erstaunt kam diese.

„Ist der Baron schon aufgestanden?“ fragte Hanna. Ihre Stimme war ganz klanglos geworden über Nacht.

„Der Herr Baron — nein, es ist noch nicht acht Uhr,“ antwortete das Mädchen, einen bangen Blick auf das unbenützte Bett der Herrin werfend.

„Man soll mir sogleich Nachricht geben, wenn er aufsteht.“

„Sehr wohl. Befehlen Frau Baronin den Thee.“

Hanna nickte. Die Jungfer ging mit besorgtem Kopfschütteln über die todtenhafte Blässe ihrer Herrin hinaus, um alsbald mit dem ersten Frühstück zurückzukehren. Hanna stand ruhig am Fenster und schaute auf die von Regen und Schnee gepeitschte Straße hinab. Die Zofe ging wieder, kam nach einer Stunde, um zu melden, daß der Herr Baron sich in seinem Zimmer befinde und sah, daß die Baronin noch ebenso am Fenster stand und das Frühstück gar nicht berührt hatte. Sie wagte keine Bemerkung zu machen. Mit träumerischen Schritten ging Hanna die Treppe hinab, in das Gemach ihres Gatten. Dies Wiedersehen erregte sie nicht, denn zwischen ihr und ihm war nichts verändert.

„So früh, meine Liebe? Es ist doch nichts mit Wolf passirt?" fragte der Baron. Er schlürfte seinen Kaffee und las die Zeitung, als sie eintrat; nun legte er die Zeitung hin, steckte die Hände in die Taschen seiner Beinkleider und lehnte sich in eine Sophaecke zurück.

„Es ist nichts vorgefallen," sprach die Baronin, ihm gegenüber stehen bleibend, während sie die zitternden Hände auf den Tisch stützte, „aber dennoch wünschte ich mit Dir über unsern Sohn — und mich zu reden. Ihm würde, denke ich mir, ein Aufenthalt im Süden gut thun und mir auch, denn ich fühle mich etwas

angegriffen. Hättest Du etwas dagegen, wenn ich mit Wolf so schleunig als möglich nach Italien oder nach dem südlichen Frankreich, oder wohin Du willst, reiste?“

Den Baron setzte nicht leicht Etwas in Erstaunen Dies aber kam ihn doch zu unerwartet. Und so früh am Morgen.

„Hör' mal, Hanna,“ sprach er mit kurzem Auflachen, „Du bist unbequem. Erst hast Du mir keine Ruh gelassen wegen des braven Kerls, des alten Höfler, gut — ich hab nachgegeben, der junge Doktor thut auch sein Möglichstes, unser Sohn erholt sich, daß es 'ne wahre Herzensfreude ist. Rrrr — ein anderes Bild, heißt's bei Dir. Nun willst Du ihn nach Italien schleppen. Thu' mir den einzigen Gefallen, Hanna und werde nicht nervös, ich kann die nervösen Frauenzimmer nicht ausstehen, sie sind schrecklich unbequem. Außerdem — Du wolltest so mitten im Winter das Haus verlassen — adieu Gemüthlichkeit, adieu Behagen! Man kann nicht mehr sein Diner und seine Partie L'Hombre in Ruhe haben, denn wenn die Dame des Hauses nicht da ist, meiden Einen die Gäste.“

Hanna fühlte, daß er in jedem seiner Worte in seinem Recht sei. Sie aber, im Recht ihrer Noth, bestand auf ihrem Plan.

„Vor allen Dingen“, fuhr der Baron auf ihr

leises „Ich wünschte es sehr“ fort, „vor allen Dingen wird der Doktor Erhard gefragt, ob er das erlaubt. Ich kalkulire, er erlaubt's nicht.“

„Ich werde gleich zu ihm senden. Indessen, da ich sehr elend bin, möchte ich ihn selbst nicht sprechen. Ich bitte Dich wiederholt, ihm meinen Wunsch dringend vorzustellen“, sagte Hanna, immer unbeweglich in ihrer Stellung verharrend.

„Du hast es ja gewaltig eilig“, sprach der Baron übellaunig, „gut, ich werde mit ihm reden.“ Und er nahm sich vor, den Doktor zu bitten, daß der sehr streng diesen Plan auszuführen untersage.

Hanna ging, wie sie gekommen, langsam, mit trägen Schritten. In ihrem Zimmer gebot sie der Jungfer, Niemand zu ihr zu lassen und sofort selbst zu Herrn Doktor Erhard zu gehen, er möge herkommen.

„Die Sprechstunden des Herrn Doktor beginnen um zehn Uhr, es ist schon bald halb zehn; ich fürchte, der Herr Doktor kann vorher nicht mehr kommen“, wandte die Jungfer ein.

„Sage ihm, ich lasse sehr darum bitten. Nimm einen Wagen.“

„Das gnädige Fräulein haben schon gefragt, wie Frau Baronin geschlafen hätten, und ob Frau Baronin ihr erlaubten, zu kommen.“

„Nein — geh nur schnell. Ich will allein sein

— sage dem Fräulein, ich bäte sie, bei Wolf zu bleiben.“

Sie blieb wieder allein, wie lange, bemerkte sie nicht. Müßig saß sie am Kamin, wie in der Nacht.

Einmal schreckte sie zusammen, auf dem Korridor an ihrer Thür vernahm sie die Stimme des Barons und diejenige Herbert's.

„Er ist da“, flüsterte sie.

Herbert war sofort bereit gewesen, obgleich in seinem Wartezimmer schon Patienten saßen. Hanna rief — es konnte keine Zögerung geben. Weshalb rief sie ihn so hastig? Das Kind sei nicht kränker, sagte die Jungfer. Was begehrte sie seiner? Ihm kam die Ahnung, daß etwa Meister Stephan auch ihr ein Wort gesagt, welches sie erschreckte; zu seinem Erstaunen nahm der Baron ihn in Empfang.

„Doktor“, rief er, ihm jovial die Hand schüttelnd, „vergeben Sie diese frühe Beunruhigung. Meine Frau hat Schuld. Ich weiß nicht, welche Launen der über Nacht angeflogen sind; sie hat den Einfall, eins, zwei, drei mit dem Jungen nach Italien reisen zu wollen. Wissen Sie, die Baronin ist sonst sehr verständig, sehr raisonnables Weib — hat mich nie mit absurden Wünschen und Ideen gequält. Da es das erste Mal war, mußt' ich kavalierement scheinbar auf ihren Ein-

fall eingehen, aber Sie thun mir wohl die Liebe, ihr das auszureden."

„Gehen wir hinauf zu dem kleinen Wolf", sagte Herbert, der erwartete, sie dort zu finden.

„Sie will fort", dachte er, „es ist richtig, der Meister hat auch ihr Etwas gesagt. Unerhört, sich so brutal zwischen zwei Menschen zu drängen, die über das, was sie bewegt, sich noch nicht einmal aussprachen. Sie will mich fliehen! Ob sie es noch kann, wenn ich sie bitte, zu bleiben? Unsere Wächter sollen nicht triumphiren."

Aufgestachelt durch Trotz, schwer verwundet in seiner Eitelkeit, bildete Herbert sich in diesem Augenblick ein, er liebe Hanna und habe ein Recht, für diese Liebe zu ringen.

Bei dem Kinde fanden sie nur Lilly. Diese erschrak nicht wenig über die Neuigkeit, aber Herbert beruhigte sie und den Baron, indem er fest erklärte, er könne als Arzt nicht darein willigen.

„Ich wünschte es gleich der Baronin selbst zu sagen", sprach er.

„Es wäre das Beste. Sie will zwar Niemand sehen, indeß kann man hier wohl ihrem Willen entgegen handeln."

Er trug der Jungfer auf, sie zu melden. Diese machte noch Einwendungen, ging dann aber.

Hanna neigte nur bejahend das Haupt, sie wußte, es gab kein Entrinnen. Er kam, sie sah ihn, ob sie gleich das Auge nicht zu ihm erhob; sie hörte ihn — es war noch dieselbe wohllautende Stimme, sie war noch nicht rauh geworden über Nacht von Kampf und Wunden. Wie sollte sie auch — er träumte wohl noch unerwacht weiter. Hanna aber war wach geworden und im Begriff, in Todesangst zurückzufliehen von dieses Abgrunds Rand. Er sprach zu ihr, gütig, wie man einem Kinde einen thörichten Gedanken ausredet. Ja, er träumte noch, er verstand ihre Fluchtwünsche nicht, er widerstrebte. Wenn sie das Auge zu ihm aufschlüge — er würde Alles darin lesen: ihre Liebe, ihre Verzweiflung — er würde erblassen und sie fliehen heißen. Aber Hanna wagte es nicht, sie schaute immer an ihm vorbei.

„Es wäre sogar gefährlich für Wolf, jetzt seine Kur zu unterbrechen, denn er ist vor Rückfällen keineswegs sicher“, sprach endlich der Baron fast streng, „höre auf den Doktor, sei vernünftig und gieb nach. Ohne des Doktors Einwilligung aber erlaube ich es niemals.“

Da hob sie doch den Blick zu ihm, groß, vergehend, ohne Lüge, ohne Schleier. Er sah die heiße, stumme, wilde Bitte. Er wußte, daß er geliebt wurde.

Alle guten Geister verließen ihn — geliebt von der schönsten, stolzesten Frau — es war wie ein Rausch.

„Das Kind muß hier bleiben", antwortete er fest auf diesen Blick. Und sein Auge fügte auch eine heiße Bitte hinzu.

Hanna wankte, wechselte die Farbe, sprach leise, aber deutlich:

„So werde ich mein Kind verlassen. Denn ich muß fort."

„Bist Du krank", rief der Baron ärgerlich, „daß Du uns solche Geschichten machst? Jetzt allein reisen — welche Idee!"

„Ja", sprach Hanna, die sich etwas sammelte, „ja, ich bin krank. Ich bin nervös, wie Du heute Morgen sagtest. Ich will die Residenz und den Lärm hier verlassen. Wolf bleibt bei Dir und Lilly zurück."

Der Baron sah seine Gattin nachdenklich an — sie sah wirklich sehr krank aus. Das machte ihn denn doch stutzig; ehe sie ernsthaft nervös wurde, konnte sie lieber für einige Wochen davongehen.

Herbert aber rang um die Beute, welche seine Eitelkeit errungen, und er rief das vornehmste Gefühl an, um dem kleinsten zu dienen.

„Frau Baronin," sagte er leise, „Sie wollten wirklich so weit fort, wo die Gefahr nahe liegt, daß Wolf

immer einmal einen Rückfall haben könnte? Wenn er dann nach Ihnen verlangt, sind Sie nicht hier."

Ein Gott und ein Teufel für sie, stand er vor ihr.

Der Baron hatte einen rettenden Gedanken.

„Gehe für einige Wochen nach Thalen, dort können wir Dich in kurzer Eisenbahnfahrt oft besuchen und von der Stadt aus Dir Alles schaffen, dessen Du bedarfst. Der Doktor und Höfler können dort nach Dir sehen, denn ich merke, Du scheinst ernsthaft leidend."

Thalen war das Gut, welches dem Baron im Schlesischen gehörte; die Familie pflegte den Sommer dort zuzubringen.

„Ja," rief Herbert sehr eifrig, „das ist ein vorzüglicher Gedanke."

Hanna neigte schwer das Haupt.

„Nein," sagte sie tonlos, „ich ziehe es vor, den Beginn des Frühlings in Wolfsberg abzuwarten. Es ist weit von hier, aber doch nicht so weit, wie Italien."

„Was, in dem alten Nest am Meer willst Du allein hausen? Stellen Sie sich vor, Herr Doktor, unsere Stammburg da oben am Meer, fern von der Eisenbahn — man muß von Lauenburg aus noch einige Stunden auf Landwegen fahren — wird von uns nur im Herbst besucht und jetzt haust die Be-

schließerin dort. Soll die Baronin sich dort erholen können, wo sie keinen Menschen sieht, außer den Dorfbewohnern und dem Gutsinspektor?" Es war dem Baron ein Beweis hochgradiger Krankhaftigkeit seiner Frau, daß sie sich einen Zustand als erträglich vorstellte, wo man in Einsamkeit und ohne Komfort leben mußte.

„Die gnädige Frau," sagte Herbert mit unwillkürlicher Bitterkeit, „scheint so entschlossen, uns zu fliehen, daß ich Ihnen nur rathen kann, ihr den Willen zu lassen. Vielleicht ist es aber nur eine böse Morgenlaune, — ich gehe jetzt — vielleicht, daß, wenn ich morgen wiederkehre, ein gnädiger Stern über uns leuchtet, daß wir hören, Frau Baronin haben die Reisepläne aufgegeben."

Er sagte dem Baron Lebewohl. Dieser sprach: „Bitte, bitte, ich gehe mit Ihnen hinab." Hanna zählte die Sekunden: jetzt geht er an den Tisch, wo er in Gedanken seinen Hut hingelegt hat; jetzt nimmt er ihn; er kommt, um mir die Hand zu reichen; er schaut mich an, ob ich das Auge nicht zu ihm aufschlage, ihn noch einmal — einmal noch anzuschauen. Nein — nie mehr! Hanna legt ihre blasse Hand in seine Rechte, ihre Hand ist wie Eis — die seine Feuer — die Hände fahren jäh auseinander. Er sagt „Auf Wiedersehen!" — „Auf Wiedersehen!" —

Welch' einen metallenen Klang seine Stimme hat — Hanna darf sie nie mehr hören. Er geht — noch der Schall seines Trittes auf dem Fußboden, noch das Bewußtsein seiner Gegenwart. Die Thür fällt zu, draußen verhallt sein Schritt.

Er ist fort — fort aus Hanna's Augen — aus ihrem Leben, aus ihrer Welt.

„Verloren!“ schreit sie auf und sinkt ohnmächtig zu Boden.

XII.

Mit brennendem Haupt, mit fiebernden Pulsen und fliegender Feder schrieb Roderich. Der Sturm rüttelte an seinem morschen Fenster, er hörte es nicht. Die Kälte hauchte eisigen Athem aus, er fühlte es nicht. Der Morgen war schon weit vorgeschritten, er hatte noch nichts genossen, er fühlte keinen Hunger. Er schrieb. Seine Feder konnte seinen Gedanken nicht immer folgen, dann versagte die Gewohnheit, vermöge welcher man mechanisch die Buchstaben in richtiger Folge aneinander reiht, ihren Dienst, er mußte sich erst die Sicherheit erringen, wie man dies oder jenes Wort buchstabire. Seine Feder stockte, wie der Mund des Stotterers zu lallen anfängt, je beflügelter er reden möchte.

Er schrieb an einem Buch, welches ihn als groß beweisen sollte; er dachte an die Lorbeern, nicht die einer Welt, sondern die, welche er von Einer erringen wollte — von Einer . . . . Stolz wollte er eines Tages vor sie hintreten und sprechen: „Siehe, es steht

ein Poet vor Dir, kröne ihn mit Deiner Huld." Und er schrieb; Wahnsinn im Herzen, Wahnsinn im Kopf. Die Fähigkeit, welche er seit Jahren umsonst heiß gesucht, sich auszusprechen, schien ihm über Nacht gekommen. Endlich war er aller Fesseln ledig. „Mein Genius hat sich befreit!" jubelte er. Er wußte nicht, daß dies „Freiwerden" durch das gänzliche Versinken des klaren Selbstbewußtseins hervorgerufen war; der Rest dieses Selbstbewußtseins hatte ihn doch auch befähigt, Selbstkritik zu üben. Nun war er ganz in Nacht und glaubte doch im Morgenroth zu stehen.

Man pochte an seine Thür. Er hörte nicht. Das Pochen ward stärker und immer stärker, unwillig schaute er nach der Thür und schrieb weiter.

„Roderich!" rief da draußen eine Stimme. Diese Stimme hatte eine wunderliche Wirkung auf den Unglücklichen. Er sah mit unheimlich funkelnden Augen um sich, sprang auf, streifte mit der Hand über seine Bettdecke hin und ging, um zu öffnen.

„Was ist denn das," sagte Meister Stephan, der vor ihm stand, „Sie verschließen doch sonst Ihre Thür nicht?"

Der Meister sah ernst, ja sorgenvoll aus. Er trat herein und schaute sich im Zimmer um; Roderich beobachtete ihn mißtrauisch.

„Bitte," sprach er, auf den Stuhl deutend, wo

er selbst zuvor gesessen, „der Stuhl für Sie. Ich setze mich auf den Bettrand.“

Da saß er auch schon und stemmte seine Hände rechts und links neben sich auf.

„Wie Sie mich da sehen,“ hob der Meister an, „befinde ich mich in einer Lage, die für jeden Künstler fürchterlich wäre, mir in diesem Fall aber noch besonders schrecklich ist: man hat mir über Nacht meine Kleopatra gestohlen.“

„Weshalb kommen Sie, mir, gerade mir das zu klagen?“ rief Roderich gereizt.

„Aus einem Grunde,“ sagte der Meister, ganz in seine schweren Gedanken vertieft, „welcher für mich wahrlich peinlich genug ist. Wenige Menschen kannten das Dasein dieses Bildes. Nur Einer — Einer mochte ein Interesse daran haben, es zu besitzen — wenigstens kann ich mir dies nur von dem Einen vorstellen. Aber nicht, daß er im Stande sein sollte, es sich so anzueignen. Nein, nein — es ist eine Unmöglichkeit. In meiner Herzensnoth komme ich zu Ihnen. Gehen Sie zu Herbert, erzählen Sie ihm dieses Ereigniß — ich habe nicht den Muth — und hören Sie, was er sagt.“

Roderich hatte dem Maler mit glühenden Augen die Worte förmlich von den Lippen gelesen. Diese Schlußwendung kam ihm ganz unerwartet.

„Herbert,“ stammelte er, „Herbert . . ., was soll denn der davon wissen oder dazu sagen?“

„Ich habe mich bemüht, den Verdacht zu fassen, daß er mir dies Bild stehlen ließ, aber ich kann diesen einzig wahrscheinlichen Gedankengang doch nicht als wahrscheinlich begreifen. Es ist unmöglich!“ seufzte der Maler.

„Warum denn Herbert? . .“

„Weil ich gewiß bin, daß zwischen ihm und der Baronin — oder nur von seiner Seite,“ schaltete er ein, „Interesse oder gar mehr vorhanden ist.“

„Lüge — Lüge — Lüge,“ schrie Roderich, „noch einmal Lüge! Er darf den Blick nicht zu ihr erheben, Nur ein Fürst darf es — ich aber werde ein König sein. Mein Genius hat sich befreit!“

Der Meister sah ihn starr und stumm an. Der Schreck, den er empfand, war fast freudig. Der Gedanke: nicht Herbert steckt dahinter, beglückte ihn zu tief. Er hatte keine Ahnung von der Phantasieleidenschaft des armen Roderich gehabt; da dieser sie so wild verrieth, war er keinen Augenblick mehr im Zweifel, wo er den Thäter zu suchen hatte. Aber er begriff auch zugleich, daß er das Bild nur durch größte Vorsicht unbeschädigt von dem halbtollen Menschen zurückerlangen könne, der es eher zerstören als gutwillig ausliefern werde. Er verrieth mit

keiner Miene seine Gedanken, aber er schaute sich nachdrücklicher im Zimmer um. Das Bild konnte, wenn es zusammengerollt war, nur unter der Bettdecke versteckt sein.

„Ihr Genius hat sich befreit?" wiederholte er, „dann Glück auf zum Flug, mein Freund! Hanna wird gewiß die erste sein, die Krone auf Ihr Haupt zu setzen. Ein Weib kann nicht schwanken, wenn es zwischen einem großen Dichter und einem Herbert die Wahl hat. Aber vielleicht nahm Herbert, ohne Hoffnung auf ihre Gnade, schon zum Trost ihr Bild," sprach der Meister diplomatisch.

Roderich lachte triumphirend auf. Dies Lachen verrieth ihn vollends.

„Nicht wahr," fuhr der Meister fort, „Sie sprechen mit Herbert? Sie gehen ja doch ohnehin zum Professor — weshalb sind Sie noch nicht dort, ich fürchtete schon, Sie nicht mehr zu treffen?"

„Ich werde nicht mehr Sklave sein," sprach Roderich stolz.

„Aber Sie dürfen doch nicht schweigend fortbleiben, das wäre undankbar; der würdige Greis hat Sie als seinen Freund betrachtet. Gehen Sie, ihm zu sagen, daß Sie sich jetzt groß zum Schaffen fühlen." Der Meister hoffte in seiner Abwesenheit hier einzudringen.

„Ja wohl, ja wohl," sprach Roderich, sich besinnend, „aber Sie werden mich begleiten." Es war viel Mißtrauen in seiner Stimme.

Sie gingen zusammen. Vor der Thür, welche Roderich verschloß und verriegelte, sprach er noch:

„Niemand kann hier eintreten, meine Wirthin ist auf Arbeit aus und kommt erst am Abend heim."

„Also meine Rückkehr wird unnütz sein, wenn ich nicht die Polizei zu Hilfe nehme. Das kann aber nicht geschehen," dachte Meister Stephan. Er beschloß, wie er vorher gedacht, sich Roderich's gegen Herbert zu bedienen, nun Herbert's Hilfe gegen Roderich zu suchen. Auch drängte ihn sein ehrliches Herz, Herbert ein gutes Wort zu sagen. Von Roderich nahm er an der Thür des ersten Stockwerks in des Professors Haus Abschied, dann stieg er zum Doktor hinauf.

Es war Mittag, das Wartezimmer war voll von Leuten. Meister Stephan hatte Zeit heute, sehr viel Zeit, bei ihm zu Hause brachte man die Ateliers wieder in Ordnung, auch war er nach dem schlimmen Schreck von heute früh nicht gestimmt, zu arbeiten. Er wartete, bis die Reihe, vorgelassen zu werden, an ihn kam.

Doktor Herbert machte große Augen.

„Sie hier als Patient?" fragte er kühl. So kühl

hatte noch kein Mensch mit dem Meister geredet — und das war nun Lilly's Bruder. Aber ihm geschah recht, was mußte er sich auch in Dinge mischen, die er nicht zu verantworten hatte. Hanna stand denn doch so hoch, daß eine Versuchung sie nicht erreichte. Herbert war wohl ein rechter Mann; wenn er sie liebte, würde er's ehrlich und stumm niederkämpfen.

„Sie sind mir böse, Doktor," sagte er ein wenig betrübt, „das geschieht mir recht. Aber es war ehrlich gemeint."

Herbert fühlte großes Unbehagen. Dieser Mann wollte ihn gar noch um Verzeihung bitten?

„Sie haben auch der Baronin Dinge gesagt, welche unzart gewesen sind?" fragte er finster.

„Bewahre mich Gott vor solcher Verrücktheit!" rief der Meister so ernst, daß Herbert nicht zweifeln konnte. Hanna's Fluchtgedanken waren also allein in ihrem Kopfe geboren.

„Sie aber will fort von hier," sagte Herbert.

„Gott sei Dank!" rief der Meister unwillkürlich. „Denn mir ist seit einer Stunde, als könne ihr durch den verrückten Roderich Gefahr drohen. Es muß heraus, der arme, halbirre Mensch bildet sich ein, sie zu lieben — er hat mir die Kleopatra über Nacht gestohlen."

Herbert erschrack sehr.

„Der Unglückliche! Er wird doch noch im Tollhause enden. Haben Sie das Bild wieder?“

„Bewahre. Ich habe keine Idee, wie ich dazu gelangen könnte, ohne Lärm zu machen. Jegliches Einmischen der Polizei aber könnte die Sache bekannt machen und die Baronin kompromittiren — es ist leider schon kompromittirend für eine Dame, wenn man ihren Namen in solcher Sache durch Zeitungsspalten geschleppt sieht — ferner ist mir der arme Teufel zu bemitleidenswerth, als daß ich ihn ins Gefängniß bringen wollte.“

„Keinen Lärm,“ sagte Herbert hastig, „keinen Lärm! — Sie ahnen nicht, wie das den Baron berühren müßte. Seien Sie ruhig: Roderich wird das Bild wie seinen Schatz hüten, geheim und fürsorglich. Ich werde sein Vertrauen zu erringen suchen, es ihm mit List abringen und hilft Alles nichts, so habe ich ein Mittel, welches ihn zwingen wird, in seiner Phantasterei für die Baronin eine Todsünde zu erblicken. Dann giebt er Ihnen das Bild zurück.“

Erheblich beruhigt ging der Meister, aber er empfand es doch peinlich, daß Herbert ihm nicht wie sonst freundschaftlich die Hand reichte. —

Roderich mußte sich auf dem Korridor von des Professors Wohnung erst besinnen, wo er sei und was er hier wolle. Stolz warf er den Kopf zurück: er wollte dem blinden Greis verkünden, daß er seine Zeit

nicht mehr einem Menschen widmen könne, weil endlich die Stunde gekommen sei, wo er der Menschheit das geben könne, was die Menschheit mit Recht von ihm zu fordern habe. Er fand den Professor im Bette. Aufgerichtet, Haupt und Rücken unterstützt von Kissen, saß der Greis und lauschte den Berichten seiner Tochter, die ihm mit fröhlichen Worten und bleichem Angesicht vom gestrigen Ball erzählen mußte. Der Vater fühlte sich todtmüde und hätte gern still geruht, aber er glaubte, das junge Herz der Tochter sei voll von der Ballfreude und habe eine Lust daran, von dieser Freude zu plaudern. So fragte er wieder und wieder. Und die Tochter hätte am liebsten in stummem Weh geschwiegen von dem Fest, zu dem sie in Lachen gegangen, von dem sie in Schmerzen heimgekehrt, aber sie glaubte, daß der Greis sich nach Unterhaltung sehne und antwortete auf kurze Fragen lang. So quälten sie einander in Liebe. Der Eintritt Roderich's machte wenigstens für Esther ein Ende der Quälerei. Sie schlich still davon.

Roderich nahm am Bett des Blinden Platz.

„Ich komme heut zu einem Abschied," begann er hochfahrend, „meine Zeit, verehrter Herr Professor, kann Ihnen nicht länger gewidmet sein, mein Genius ruft mich hinweg von Ihrer Seite und zwingt mich an meinen Schreibtisch."

Der Greis fühlte sich zu schwach, um nur zu lächeln. Aber selbst in seiner Schwäche siegte seine Herzenshöflichkeit in ihm. Er dachte immer nur daran, Anderen wohl zu thun, wäre es auch nur durch Interesse, das er ihren Angelegenheiten zeigte.

„Sie schaffen? . . .“ fragte er fast lallend.

„Einen Prometheus!“ antwortete Roderich mit einfacher Größe in Miene und Haltung. Er setzte nach einer Pause hinzu: „Faust — das Buch vom Menschlichen im Menschen ist geschrieben worden — ich werde Prometheus schreiben — das Buch vom Göttlichen im Menschen.“

Der Greis antwortete nicht. Vor seinen blinden Augen tanzten rothe und gelbe Feuerpunkte, er fühlte kalten Schweiß auf seiner Stirn. Mit den welken Händen griff er seitwärts.

„Esther!“ rief er.

„Fräulein Esther ist hinausgegangen. Unnöthig, sie zu rufen, denn ich beabsichtige keineswegs, Ihnen den Plan meines Gedichtes — es wird wie Faust ein dramatisches Gedicht — darzulegen. Ueber den geheimnißvollen Werdeprozeß solcher Schöpfung, über das Weh der Schöpferschmerzen muß man den Schleier keuscher Verschwiegenheit decken“, sprach Roderich.

„Esther!“ flüsterte der Blinde. „Mir ist — nicht wohl — rufen Sie meine Tochter.“

Roderich riß sich von seinem stolzen Himmel los und schaute, blöde erst und dann klarer auf die Erde. Er sah den Greis todesbleich in seine Kissen zurückgesunken. Sofort sprang er auf, um Esther aus dem großen Salon herbeizuholen. Sie war nicht dort. Er schaute sich rathlos um; in all den Wochen, die er täglich hierher kam, war er nie in anderen Räumen gewesen, als in dem Schlafzimmer des Greises und diesem Zimmer. Aber dort schien eine halb geöffnete Thür in einen anderen Wohnraum zu führen, wenigstens sah er durch die Spalte Blumengruppen und einen Lehnstuhl. Ohne Besinnen ging er hinein.

Esther stand dort und suchte vor dem Bilde ihrer Mutter Haltung zu gewinnen.

Roderich stieß die Thür auf, kam über die Schwelle und wollte eben den Mund öffnen zu der Botschaft. Da wurde sein Auge starr und weit, ein Laut, unartikulirt, wie wenn irgend Jemand ihm würgend den Hals zupresse, kam von seinen Lippen. Er fuhr auf Esther los und packte ihren Arm. Sie wurde bleich, sie hatte sofort den Gedanken, daß er toll geworden — Jedermann fürchtete es einmal für ihn. Fest und furchtlos schaute sie in sein Gesicht.

„Wer ist das?“ fragte er heiser, auf das Bild deutend.

„Meine Mutter“, antwortete Ester sanft.

„Es ist meine Mutter", schrie er, „meine Mutter, welche mich verlassen hat, weil ich ein Kind des Leichtsinns war, welche mich verleugnet hat, weil ich ihr auf dem Wege zu Glanz und Ehren hinderlich war."

Esther bezwang muthig die Erregung, welche ihren Körper zittern ließ. „Es ist wahr", dachte sie, „er ist wahnsinnig."

„Lieber Roderich", sprach sie sehr gütig, „eine große Aehnlichkeit mag Sie täuschen."

Roderich sprach mit drohend geballten Händen zu dem Bild empor, welches in friedlicher Schönheit auf die Beiden herabschaute.

„Du warst ein Weib und konntest handeln wie kein unvernünftiges Thier an seinem Jungen handelt? Du warst meine Mutter und konntest Deine Mutterschaft verleugnen? O, ich wußte es immer, daß ein Tag, eine Stunde käme, wo ich Deine Spuren finden müsse und wo ich an Denen, die Dir theuer waren, rächen könnte, was Du mir gethan!"

„Roderich", sprach Esther bebend, „kommen Sie, wir wollen meinem Vater das erzählen."

„Ja — ja — er soll mir Rede stehen — er hat mir meine Mutter geraubt, er hat das Weib sein genannt welches meine Jugend hätte behüten sollen", rief Roderich und schritt heftig den Weg zurück, den er eben gekommen. Esther flog ihm voran. Sie riß

im Salon an dem Glockenzug; schrill, heftig, ungewohnt läutete es draußen im Bedientenzimmer, so daß die Magd und die Haushälterin sofort hereingestürzt kamen. Esther stand bleich an der Thür, Roderich hatte zugleich mit ihr den Griff erfaßt, sie schienen im Begriff, in des Professors Schlafzimmer einzutreten.

„Doktor Erhard soll herunterkommen — sofort — sein Diener auch", rief Esther mit einem so schreckensbangen Blick auf den neben ihr stehenden Roderich, daß die Leute sie verstanden. Sie vermochte den Aufgeregten nicht zurückzuhalten, er stürzte nun zu ihrem Vater und rief wild:

„Wo haben Sie meine Mutter gelassen?"

Esther warf sich wie schützend über den Greis, der aus seiner ohnmachtähnlichen Ruhe auffuhr und weit die blinden Augen aufriß.

„Sei ruhig, Papa", flüsterte Esther, „er ist irr geworden — er sagt, daß meine Mutter auch die seinige sei — bleibe ruhig — ich habe Herbert rufen lassen."

Der Greis tastete mit seinen Händen nach Esther's Kopf und drückte ihn gegen seine Brust. Seine blinden, ausdruckslosen Augen richtete er schrecklich auf Roderich, sein Unterkiefer sank schlaff herab.

„Mein — Weib —" lallte er hohl.

„Ja, Mann, Dein Weib ist meine Mutter gewesen",

schrie Roderich, „meine Mutter, welche mich verlassen hat, um eine reiche Frau in Ehren zu werden!“

Herbert kam athemlos, blaß — er hörte die letzten Worte. Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Das junge Mädchen bemerkte seinen Eintritt. Der Beschützer, der Erlöser war da! Sie fuhr auf, mit einem besinnungslosen Schrei warf sie sich in seine Arme, die er, auch in besinnungslosem Schreck, ihr entgegenöffnete. Sie klammerte sich fest an ihn.

„Herbert — Herbert“, stammelte sie, „er wird meinen Vater tödten!“

„Unglücklicher!“ rief Herbert, der begriff, daß Roderich nicht, wie ihm die Dienstboten zugeschrieen, verrückt geworden, sondern daß hier eine Wahrheit an den Tag gekommen, die ihn selbst fast betäubte. „Unglücklicher, weshalb eine Vergangenheit aufdecken, die diesem edlen Manne nur Schmerz bereiten kann!“

Esther taumelte zurück — sie starrte Herbert an — sie sah sein Gesicht voll Trauer und Ernst.

„So ist es wahr?“ schrie sie jammervoll auf. „Vater — wie kann es sein? Sage ihnen, daß es nicht so ist.“

Sie kniete neben dem Bette und faßte zitternd die Hände ihres Vaters. Der saß hoch aufgerichtet — sein Mund bebte — seine Stirn leuchtete; er stam-

melte und endlich siegte der Wille über die vergehende Kraft. Er hob die welke Hand und schüttelte sie.

„Mein Weib war ein gutes Weib“, sprach er dumpf, doch verständlich, „wenn sie gefehlt, da sie jung war, verzeihe es ihr Gott. Mir und meinem Kind hat sie nichts gespendet als Liebe, nichts gezeigt als Tugend. Ein gutes Leben löscht böse Thaten aus — wenn nicht im Gedächtniß kleiner Menschen, so doch im Gedächtniß des Allerbarmers.“

Er sank zurück, Schweiß rann von seiner Stirn, Röcheln kam aus seinem Munde.

„Vater!“ jammerte Esther. Roderich schlug die Hände vor sein Angesicht und sank an der anderen Seite des Bettes hin.

Aber der blasse Mann, der sich nun stillgeschäftig um den Greis bemühte, hatte keine Zeit, seinem Schmerz zu gehorchen. Der Arzt mußte versuchen, die Lebensgeister des Greises wieder zurückzurufen von der Grenze des ewigen Schlafes. Herbert bemühte sich nicht umsonst, nach längerer Zeit athmete der Blinde ruhiger, er öffnete die lichtlosen Augen wieder.

„Mein Kind,“ flüsterte er vernehmlich.

„Ich bin hier,“ sprach Esther tonlos.

„Wer ist noch weiter hier?“ fragte er.

„Roderich und ich“, antwortete Herbert, die theure Hand erfassend, die bald erkalten sollte, denn Herbert

las in des Greises Angesicht das Wort, das der Tod hineingeschrieben: ich komme schon.

„Roderich — Sie sagten, daß mein Weib Ihre Mutter sei — ist das wahr?“

Der Unglückliche war zu geistesverwirrt um jetzt auf die Hilfe einer frommen Lüge zu verfallen.

„Ja,“ stöhnte er.

„Und Du, mein Sohn, hast es gewußt?“ fragte er Herbert.

Esther erschauderte. Nicht weil sie vernahm, daß ihr Vater ihn unwillkürlich als seinen Sohn anredete, sondern weil sie dachte, daß er — gerade er davon gewußt habe.

Herbert neigte schwer getroffen das Haupt.

„Alle Liebe,“ sprach er gefaßt, „welche Sie auf mich häuften, habe ich im blinden Leichtsinn mit Undank gelohnt. Wohl kannte ich die Geschichte Ihres Weibes, denn in der Stunde, als ich jenes Bild sah, wußte ich, daß Esther's Mutter die Schwester meiner Mutter gewesen war. Und meine Mutter hatte mir das Bild und die Papiere Louison's hinterlassen. Ich schwieg — denn wie ärmlich wäre für mich die Rache gewesen Fräulein Esther zu beweisen, daß eben Fehlen menschlich ist und daß auch ihre Mutter menschlich war. Ich schwieg — weil für Niemand irgend Etwas als nur Schmerz aus der alten Geschichte erstehen konnte. Ich

wußte nicht, daß Roderich der Sohn Louison's war, den diese einst verlassen, um sich eine geachtete Lebensstellung zu erringen. Aber ich kannte die Geschichte Roderich's und wenn mein Geist nicht befangen gewesen wäre von anderen — eitlen Dingen, so hätte ich ahnend über Ihren Frieden wachen müssen und durfte nimmer Roderich in dieses Haus bringen. Dies ist meine Schuld. Sie ist unverzeihlich."

Esther sah zu ihm auf; ihr Auge war thränenlos. Eine Welt war für sie in Trümmer gefallen — der Schreck war noch größer als der Schmerz; um Schmerzen zu fühlen, muß der Geist besonnen sein.

„Ich möchte die Geschichte meines Weibes hören," sprach der Blinde heiser.

Herbert erzählte, kurz, klar und sehr schonend. Der Greis hörte ruhig, die beiden Anderen fast gierig zu. Und als er geendet, hob der Sterbende noch einmal seine Stimme:

„Ein gutes Leben löscht böse Thaten aus. — Roderich, was göttlich auch in Ihnen ist, wie in jedes Menschen Brust, verzeihe dem armen Weib! Ich brauche nicht zu verzeihen, denn ich zürne nicht. — Es giebt Menschen, die schlecht, hastig, unverständig handeln, so lange sie an ihrem unrechten Platz stehen; dieselben Menschen sieht man harmonisch, gut und segensvoll wirken, wenn sie auf einer Stätte stehen, die ihrer

Natur genehm ist. Mein Weib liebte die Schönheit, den Reichtum, die Ehre. Sobald sie an einer Stelle stand, wo dies Alles ihr war, konnte sie gut und bescheiden sein. — Aber das räthselvoll Demüthige, das ewig Leidvolle, das eifrig zur Tugend Strebende im Wesen meines Weibes verstehe ich erst jetzt. Es war die Reue — o, sie hätte mir vertrauen können — Roderich — ich hätte Sie als meinen Sohn an das Herz genommen — welches Louison liebte."

Seine Stimme verhauchte, ein tiefer Schmerz breitete sich über sein Gesicht.

„Esther," lallte er, „Esther — nicht hart sein — gutes Leben löscht böse Thaten aus."

Er sank zurück. Esther sah die Veränderung in seinem Antlitz — sie begriff, was sie noch verlieren sollte — sie schaute sich wirr um. Herbert hob sie erschüttert aus ihrer knieenden Stellung auf, führte sie sanft von dem Bette fort und sprach, ihre beiden Hände fassend.

„Liebe Esther — liebe . . . ich bitte Sie — nun stark zu sein."

Thränen in einem Mannesauge sind ein Heiligthum. Seine Augen waren feucht. Sie sah ihn an — sie wußte, daß sie ihn immer geliebt hatte, auch schon damals, als sie ihn hart von sich gewiesen Diese Stunde hatte es sie gelehrt. Und ihre Liebe lehrte sie

auch glauben, daß er jene Andere doch nicht lieben könne. Sie sah ihn an — hilflos, todttraurig. Er preßte ihre Hände, er wollte sie an seine Brust ziehen. Ihm war's als bedeute das Trost und Frieden und Glück. Aber ein Schatten stieg vor ihm auf.

„Zu spät," murmelte er, „zu spät — wenn damals . . ."

Und sie verstand ihn — ihre Lippen bebten. Sie hatte einmal sein und ihr Glück in ihren Kinderhänden zerbrochen — ja, nun war es zu spät. Zwischen ihm und ihr stand ein Schatten.

„Er stirbt," schrie Roderich auf, die Hände des Greises mit Küssen bedeckend.

Esther und Herbert traten zusammen an das Todtenbett. Noch athmete der Greis, aber rasselnd pfiff Luft durch den weitgeöffneten Mund. Seine Hände, schwer wie Blei, ruhten fahlweiß auf der grünen Bettdecke. Sein helles, blödes Auge war weit aufgerissen. Esther erzitterte. Sie kannte in dem gräßlichen Zerrbild, das der Tod schuf, nicht das heilige Bild ihres Vaters wieder. Sie lehnte ihr Haupt an Herbert's Schulter und schloß die Augen. Er legte sanft und fest den Arm um das junge Wesen, das er nicht für das Leben, aber doch in dieser Stunde halten durfte.

Den Mann, der dort zum Sterben kam, hatte er sehr lieb gehabt — sein Auge ward feucht vor Gram.

Das Mädchen an seiner Brust hatte er auch verloren — und er wußte es jetzt auch, daß er sie, nur immer sie allein geliebt. Grausam beraubte ihn der Tod — noch grausamer hatte er selbst sich beraubt. —

Der Abend sank schnell, grau und frostig herein, wie Winterabende sinken. Kein Abendroth stahl sich auf goldenem Strahl in das Gemach. In den Winkeln ward zuerst der Schatten groß, dann kroch er bis an das Bett und legte sich über das verzerrte Gesicht des Sterbenden, auf die brennenden Augen Derer, die hier stumm den letzten Athemzügen des Geliebten lauschten. Dann breitete er sich auch an den Fenstern aus, als der letzte schwache Tagesschimmer erlosch, der von draußen gekommen war.

Ein harter, schnarchender Ton zog lang von des Greises Lippen. Dann herrschte Schweigen — ein Schweigen, welches Kälte auszuströmen schien. Der Greis war todt.

Herbert löste sanft das schmerz- und furchterstarrte Mädchen aus seinem Arm. Im Schutz der Dunkelheit schloß er zart, voll Ehrfurcht vor Dem, dem er diesen letzten Dienst leistete, die Lider des Todten und schloß auch seinen Mund. Dann ging er, um den Leuten die Kunde mitzutheilen. Mit einer Lampe kehrte er zurück.

Esther zitterte vor dem Licht.

„Kommen Sie hinweg, Esther,“ sprach er leise. „Es soll hier würdige Todtenwacht gehalten werden. Und schauen Sie getrost noch einmal in sein Angesicht — er ruht in stillem Frieden.“

Esther wagte den Blick in ihres theuren Vaters Angesicht. Ihr betäubender Schmerz brach sich wohlthätig in Thränen aus. Da lag das schöne, weißhaarige, milde Greisenangesicht, sanft waren die Lider geschlossen, ruhig der Mund, der ganz zufrieden schien. Das war er, ganz er, den sie verloren. Ihr Jammer ward ihr vollends klar.

Aber Herbert nahm sie hinweg. Er trug sie fast in das andere Zimmer. Da nahm er ihre Hände und sprach mit unsicherer Stimme:

„Einmal, Esther, bat ich um das höchste Recht an Sie. Sie konnten es mir damals nicht gewähren. Jetzt bin ich irre gegangen und nicht würdig, den Weg zurückzufinden. — Sie haben recht gehabt, von mir klein zu denken. — Haben Sie die Kraft, mich in diesen Tageu als Ihren Helfer und Berather in den traurigen Geschäften, die der Tod fordert, zu sehen? Oder soll ich den Meister rufen — oder einen der alten Freunde Ihres Vaters?“

Esther schaute voll Liebe und Schmerz in sein schönes, gramzerstörtes Gesicht.

„Er liebte Sie — und Niemand als Sie allein soll anordnen, was noch für ihn geschehen kann,“ sprach sie.

„Dank,“ sagte er leise. „Und dann, wenn die heilige Pflicht erfüllt ist, scheide ich willig und spurlos aus Ihrem Leben.“

Er neigte sich noch einmal über ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Dann ging er — ihr war's, als ob er auf immer ginge. Denn ob sie ihn gleich morgen und an anderen Tagen wiedersehen sollte und er sie, wußten sie es doch Beide, daß sie einander verloren hatten. Sie aber gedachte seiner Mahnung, stark zu sein, sie hörte die letzten Worte ihres Vaters: „Esther sei nicht hart — gutes Leben löscht böse Thaten aus,“ und muthig sah sie durch Thränen hinein in ihr sonnenloses, neues Leben.

XIII.

Herbert besann sich, was er zu Esther's Trost thun könne. Ihm fiel ein, daß es ihr eine Wohlthat sein müsse, wenn aufrichtiges Mitgefühl mit ihr weine; die kleine Lilly aber konnte gewiß ehrlich mittrauern, ihr Kinderherz kannte keine Höflichkeitslügen. Er dachte daran, daß er hingehen könne und sie holen. Dann sah er Hanna.

Das Blut stieg ihm in die Schläfen. Sein Herz klopfte. Er dachte daran, daß Hanna ihn heute Morgen angeschaut, wie nur Liebe blickt — er fühlte, daß er ihren Blick erwidert habe. Schweigende Geständnisse sind auch Geständnisse. Sein Gewissen, einmal erwacht, ging nicht sanft mit ihm um; es sagte ihm, daß er einer unglücklichen Frau Liebe gelogen habe — wenn auch nur durch Benehmen und Blick. G e l o g e n — denn wie Nebel vor der steigenden Sonne sinken, sank von seiner Seele, vor dem siegreichen Vordringen der Wahrheit, der Schleier, den die Eitelkeit darum gelegt — er wußte ganz genau, daß er Hanna

niemals angesehen hätte, wenn sie arm, niedrig geboren und nicht von Interesse für ihn erfüllt gewesen wäre. — Er hatte heute nicht die Kraft, ihr vor die Augen zu treten. So schrieb er denn an Lilly, daß sie kommen möge, daß sie von der Baronin die Erlaubniß erbitten solle, diese Nacht bei Esther zu verleben, und um das Kind nicht zu arg zu erschrecken, sagte er vorbereitend, der Professor sei so krank, daß er sterben könne.

Sein Diener kam nach einer halben Stunde mit der Antwort zurück:

„Lieber Herbert!

Das ist schrecklich traurig — die arme, liebe Esther, grüße sie tausend Mal von mir. Kommen kann ich nicht — welch trauriger Zustand von Umständen — ich kann aber nicht. Die Baronin, welche plötzlich ganz merkwürdig war, so blaß, so zerstört, ist mit einem Male abgereist nach Wolfsberg. Sie hat mich beinahe schwören lassen, über das Kind zu wachen. Der Junge aber, wahrscheinlich von dem Kummer des Abschiedes, befindet sich schlecht, er fiebert. Es wäre mir des süßen, kleinen Buben wegen sehr lieb, wenn Du wenigstens morgen ganz früh vorsprächest. Du siehst, daß ich das mir anvertraute Kleinod nicht gleich heute Nacht verlassen kann.

Tausend Grüße an Esther

von Deiner Lilly."

Dieser Tag war zu einem Gericht über Herbert bestimmt.

„Sie ist abgereist — hienein in die Einsamkeit — hinein in den Schnee und Sturm — das zarte Geschöpf. Geflohen vor mir — vor sich selbst," dachte er wie geschlagen. Und ihr Kind fieberte — nach ihr. Er, der dieses Kind genesen machen sollte, raubte ihm die Mutter. Um seinetwillen entbehrte auch Esther des Trostes, den Lilly's Gegenwart ohne allen Zweifel ihr gebracht hätte. Um seinetwillen floh jetzt ein armes Weib mit liebeskrankem Herzen allein in die Welt.

Der Sturm fuhr durch die Luft, Herbert hörte seine Stöße — sie waren lauter Vorwürfe, sie belebten seine Phantasie: er sah Hanna allein, frierend in eine Koupeeecke geschmiegt, mit traurigen Augen hinausstarrend auf die mit Schnee bedeckten Felder, durch die der Zug raste. Sie kämpfte mit der sündigen Liebe in ihrem Herzen und er — er hatte diese Liebe entfacht, — blos aus Eitelkeit.

Mit schweren Schritten ging er in sein Schlafgemach. Dort stand er still an jener Stelle, wo früher Esther oft vernahm, daß er seine Schritte hemme. Das Bild seiner Mutter befand sich dort am Pfeiler.

Das Gedächtniß jener Stunde an ihrem Sarg wachte in ihm auf. Er gestand sich, daß alle jene Gelöbnisse von damals verweht waren. Er gestand sich, daß er vor dem Bilde seiner Mutter erröthen müsse.

Das Gewissen ist ein Schmied, mit Feuer und mit schmerzvollen Schlägen schmiedet es das Weiche hart. In dieser Nacht ward Herbert fest, ein Mann.

Wie langsam die trauererfüllten Stunden schleichen, wie schwer sich die Geschäfte beginnen lassen, welche der Tod erfordert. Die nächsten Tage brachten für Esther und Herbert so viel und schienen doch so lang. Roderich ließ sich nicht wieder sehen, Herbert schrieb ihm ein Billet, worin er ihm eine falsche Stunde für das Begräbniß nannte. Er wollte es verhindern, daß Roderich an dem Grabe stehe, wo auch der Baron weilen würde. Nicht noch einmal und noch peinvoller sollte die Vergangenheit aufleben. — Zahlreiche Besuche kamen, Deputationen legten Kränze am Sarge nieder, der Hof sandte einen Kammerherrn, um sein Beileid auszudrücken, alle Zeitungen besprachen laut das stille Leben des berühmten Arztes und rühmten dabei auch den Namen seines Nachfolgers. Herbert fühlte brennende Scham, den Stachel, noch gar nicht die Achtung verdient zu haben, welche man ihm zollte, weil der Verstorbene ihm vertraut hatte. Mit Fassung und Würde begegnete Esther Allem. Die Nähe

des geliebten Mannes machte sie stark und milde; das Bewußtsein, daß ihr Kummer seinen Gram nur noch erhöhen könne, ließ sie ihren Kummer verschließen. Lilly leistete ihr viel Gesellschaft, sie brachte auf Herbert's Erlaubniß das Kind sorgsam verhüllt mit, um beiden Pflichten zugleich zu genügen.

Man machte Pläne, was nun geschehen solle. Esther konnte nicht allein bleiben. Das Haus gehörte ihr, die große Wohnung aufzugeben, wäre ihr schmerzlich gewesen, sie wollte bleiben wo sie war; aber eine Gesellschafterin, ein älteres Wesen, welches als mütterliche Beschützerin bei ihr wohne, schien doch nothwendig. Lilly versprach, wenn später die Baronin heimkehre und gesund sei, zu der Freundin zu kommen, irgendwo in der Welt habe Esther doch wohl eine alte Tante oder Base, welche man rufen könne. Esther besann sich auf eine Kousine ihres Vaters, welche jünger als er, jetzt fünfzig Jahr alt sein mochte und irgendwo in der Provinz eine bescheidene Rente als Stiftsfräulein verzehrte. Man schrieb, und ehe noch der Professor zur letzten Ruhestatt getragen war, erschien eine kleine, wichtige, gerührte Dame und verschwor sich, das „verwaiste Lamm“ mütterlichst zu trösten. Herbert merkte schon am ersten Tag, daß Kousine Fanny selbst ein „Lamm“ war, welches ängstlich, ungeschickt und immer zu hilfbereit, mit ihren kleinstädtischen Gewohnheiten

und Anschauungen sich hier auf so fremdem Boden befand, daß sie der Hilfe bedurfte, bemuttert zu werden. Er war ganz zufrieden damit, Esther hatte in dem ältlichen, gutmüthigen und lebhaften Geschöpf Jemand, den sie pflegen mußte.

Das Begräbniß des Professors war mit großem Trauerpomp umgeben. Es war nur eitles Trauergepränge, aber es that Esther doch wohl, die Ehren, die der bescheidene Greis nie gesucht, nun so reich auf seinen Sarg gehäuft zu sehen. Als Herbert von dem ernsten Gang zu ihr zurückkehrte, um ihr zu berichten, wie man ihn in seine kühle Gruft gebettet, weinte sie die linden Thränen der Wehmuth.

„Sein Leben war lang, schön und reich, er selber nannte es so. Wir wollen in friedvoller Trauer seiner denken, denn ein haltloser Gram wäre nicht nach seinem Herzen," sprach sie. „Und Sie, mein Freund, arbeiten Sie weiter in seinem Sinn — immer! Er hinterließ Ihnen sein Werk — bauen Sie weiter."

„Seiner würdig zu werden," sagte Herbert, „ist meines Lebens Ziel. Aber die Stätte meines Schaffens kann nicht mehr unter diesem Dache sein. Ich suche, sobald mir Kopf und Sinn ein wenig wieder ruhig geworden, ein anderes Heim, und über Ihnen, Esther, werden Fremde hausen. Sie aber werden mich dann nicht mehr sehen."

Sie neigte ergeben das Haupt — sie hatte gewußt, daß es so kommen müsse — es war nichts daran zu ändern. Der Schatten stand zwischen ihnen. —

Eine Woche mochte vergangen sein, als Herbert durch ein Billet der Gräfin Illingen daran erinnert wurde, daß er die Poliklinik ganz vergessen habe. Die Dame sagte ihm, daß er zwar ohne Entschuldigung auch während der Trauertage bei dem Tod Prätorius' weggeblieben, daß dies aber verzeihlich und verziehen sei. Unverzeihlich aber bleibe hingegen die Thatsache, daß er auch nun noch schweigend fehle.

„Unverzeihlich — ja", sagte Herbert und ging zu der Dame.

„Sie wollen sich entschuldigen", rief sie ihrem Liebling schon halb versöhnt entgegen.

„Ja, erst deshalb, daß ich schweigend fortblieb und weiter deshalb, daß ich mich zu einem Unternehmen hergab, welches mir, wenigstens in dieser seiner Form, nicht nach dem Herzen ist und welches ich deshalb verlassen muß. Sie dürfen einen anderen Augenarzt suchen, der mit mehr Behagen zusieht, wie der Armuth die Wohlthat als Zwangsjacke angezogen wird," sprach er ernst.

„Wie", rief die Gräfin erbost, „Sie ziehen sich zurück? Die Anlage unserer Anstalt gefällt Ihnen nicht? Oder mißfällt es Ihnen, daß die Baronin

wir in Demuth und Arbeit und seien wir milde gegeneinander. Da haben sie noch einmal meine Hand — so — wir wollen schauen, ob die alte Illingen noch vom jungen Doktor was lernt."

Er ging, sie sagte ihm noch in ihrer raschen, offenen Weise:

„Sie werden sich aber gefälligst öfters nach dem Grafen umsehen — den Patienten schütteln Sie nicht ab."

„Gewiß nicht," entgegnete Herbert, unter der Thür lächelnd, „der Graf ist ja der erste Fall, wo wir uns in unserer neuen Wohlthätigkeit zusammenfinden."

„Sie boshafter Mensch, Sie!" schalt sie gutmüthig hinter ihm drein.

Herbert dachte auf dem Heimwege zurück an jede Stunde, die er in der Poliklinik verbracht und wie er Hanna dort zuerst gesprochen. So kam er durch die natürlichste Ideenverbindung auf Roderich. Dieser schien wie vom Erdboden verschwunden; es wurde Zeit, sich um ihn zu bekümmern und das gestohlene Bild von ihm zu erlangen. Herbert lenkte seine Schritte sogleich nach der Wohnung Roderich's.

Es erging ihm, wie einmal dem Meister, er mußte lange vergeblich pochen.

„Es wird nicht geöffnet," rief Roderich barsch von drinnen.

Und so viel Herbert auch rufen und bitten mochte, die Thür blieb ihm verschlossen, ein Umstand, der Herbert nur noch fester davon überzeugte, daß das Bild der Kleopatra im Besitz des Unglücklichen sei. Alle Erwägungen, wie man ohne Lärm das Bild zurückerlangen und Roderich unter sichere Aufsicht stellen könne, schienen nutzlos; so lange der Arme sich in seinem nur halbirren Zustande befand, konnte er Dinge reden, welche das peinlichste Aufsehen machten. So mußte Herbert denn den Meister Stephan auf die Wiedererlangung des Bildes noch vertrösten.

Einen Augenblick kam die alte Eitelkeit in der Form von Verlegenheit zurück, als Herbert sich zum ersten Mal seit seiner Selbsterkenntniß dem Meister unter vier Augen gegenüber sah. Aber der Meister war so glücklich, daß der Bruder seiner Lilly zum ersten Male nach jenem Ballabend wieder sein Haus betrat; mit einem kräftigen „salve“ kam er ihm entgegen und fragte nicht, zu welchem Zwecke er käme. Aber Herbert mußte seinen Bericht abstatten. Der Meister ward bedenklich.

„So lange die Baronin noch von Dresden abwesend ist, mag man die Sache in Ruhe ansehen, allein eines Tages wird sie nach ihrem Bilde fragen und dann muß es, mit Güte oder Gewalt, dem armen Teufel wieder genommen werden.“

„Haben Sie Nachrichten von der Baronin?“ wagte Herbert zu fragen.

Der Maler vermied seinen Blick.

„Keine anderen, als Lilly und der Baron, Nachrichten also, welche Sie kennen werden,“ antwortete er.

„Ich habe niemals gefragt,“ sagte der Doktor leise. Meister Stephan räusperte sich ein wenig und sprach:

„Frau Hanna bekommt jeden Tag von der Kleinen einen langen Brief, worin die Kleine mit ihren niedlichen kecken Buchstaben ihr Alles erzählt, was Wolf, den Baron und uns Alle zusammen betrifft. Und jeden Tag antwortet Frau Hanna dem Baron oder der Kleinen, immer knapp und kurz dasselbe: „Ich danke für die Nachricht, ich fühle mich wohl in der Einsamkeit, Maria und die Beschließerin thun ihr Möglichstes, ich entbehre nichts.“ — Was auch immer die theure Frau in die Einsamkeit trieb — Gott stärke sie und geb' ihr Kraft! Genesen an Seele oder Leib — woran auch immer sie kranken mag, möge sie heimkehren.“

Still und kräftig drückte Herbert dem Manne die Hand, dessen ehrliche Freundschaft ihm früher unbequem gewesen.

„Es ist liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meine

kleine Schwester auch in ihrer jetzigen Einsamkeit nicht verlassen," hob Herbert nach einer Weile an.

Der Meister lachte.

„Die Kleine" rief er, „kann nun nimmer zu uns kommen, es paßt sich nicht — es ist unglaublich, was Alles sich immer in dieser lieben Welt da nicht passen soll! Zum Teufel auch — wenn's der lieben Welt etwa auch nicht paßlich scheinen sollte, daß ich das Kind in Abwesenheit der Hausfrau täglich besuche, muß die liebe Welt sich eben die Augen zuhalten, denn Meister Stephan ist nicht der Mann, sie nach Etwas um gefälligste Erlaubniß zu fragen. Das Kind würde mir ja trübsinnig! Hat mir rundweg durch den Möhling sagen lassen — Möhling macht sich nämlich jeden Morgen ein Gewerbe, zu ihr zu gehen — wenn ich nicht jeden Tag käme, würden sie und der Wolf mir ganz schrecklich böse. Na, der zartfühlende Lieutenant, der blonde Warthoff, findet sich just auch immer ein, wenn ich da bin — honetter Mensch, der Kleine — Doktor, Doktor, ich sage Ihnen, der hält noch eines Tages bei uns um das Kind an."

„Da werden nicht wir, da wird unsere Lilly die Antwort zu geben haben," meinte Herbert.

„Sie wird Ja sagen — sie muß Ja sagen — es wäre doch so natürlich, wenn sie Ja sagte — ich erwarte, daß sie Ja sagt," schrie der Maler, seine Stimme

steigernd, zuletzt förmlich. Sein heißer, unaussprechlicher Wunsch, daß „Nein“ ihre Antwort sei, klang leidenschaftlich hindurch.

Mitleid und Sorge für den Maler im Herzen kehrte Herbert heim. Er dachte zuerst darüber nach, ob Lilly sich wohl mehr aus dem Meister mache, ob sie, ein solch' knabenhaftes, schmetterlingsgleiches, unbefangenes Mädchen, mehr als einen lustigen Kameraden in dem Maler sah. Er fürchtete sehr das Gegentheil, denn Lilly erzählte Jedermann, der es hören wollte, daß sie den Meister „schrecklich lieb habe.“ So harmlos plaudert jene Liebe nicht, welche der Meister für sich ersehnte. Fortan wurde er jedes Mal befangen, wenn Marthoff zu ihm kam, was gerade in letzter Zeit ungewöhnlich häufig geschah. Aber Marthoff selbst schien gerade von Tag zu Tag zurückhaltender gegen Herbert zu werden, trotz dieser Besuche, so daß Herbert nach weiteren vierzehn Tagen sich glaubte überzeugt halten zu können, daß Marthoff keine Heirathsabsichten habe.

Herbert suchte und fand eine Wohnung, welche allen seinen Ansprüchen, die durch seinen Beruf erzeugt wurden, entsprach. Ohne nur einen Tag zu zögern, machte er sich daran, den schmerzlichen Umzug zu bewerkstelligen. Aber er hatte dabei nicht an die Kousine Fanny gedacht, welche ihre Lebensaufgabe

darin sah, alle Leute mit ihrer Hilfsbereitschaft zu quälen. Sie kam in eigener Person und bat den „lieben Herrn Doktor," ihr Alles zu überlassen; er könne getrost in seine neue Wohnung gehen, welche in unmittelbarer Nähe in der Seestraße lag, dort solle er seine Sachen in Empfang nehmen und ihre Anordnung bewerkstelligen; sie werde hier die Absendung überwachen. Herbert sah die Nützlichkeit dieses Vorschlags ein. Er ging. Er sagte Esther kein Lebewohl. Alles, was zwischen ihnen gesagt werden mußte, war ausgesprochen; sie durften fortan nur schweigend aneinander vorübergehen im Leben.

Kousine Fanny aber hatte immer zu viel guten Willen und zu wenig Fähigkeit, Befehle zu ertheilen. Bald stand sie rathlos unter all den verschlossenen Kisten und Kasten. Der Rettungsgedanke „Esther" lag zu nahe. Sie ließ Fräulein Esther heraufbitten.

Wie das Poltern, welches ihr Ohr erschreckt, als man ihres Vaters Sarg aufhob, klang über ihrem Kopf der Lärm des Aufbruches. Mit zitternden Knieen stieg sie zum ersten Mal die Treppe empor. Nur noch die rohen Spuren seines Lebens hier zeigten sich in den mit Tüchern umhüllten Instrumenten, dem aller seiner Utensilien beraubten Schreibtisch, den Stühlen, die zu zweit, einer auf dem andern, zusammengestellt waren. Auf den Fensterbrettern standen

zwischen den gardinenlosen Rahmen Blumentöpfe, sie waren lange verblüht, welk hingen die Blätter, dürr ihre Blüthenstengel herab. Aber Esther sah, es waren Maiblumen gewesen. Ein Zug von Weh legte sich um ihren Mund. Sie fuhr leise mit der Hand über das dürre Zeug. Es raschelte, Staub flog auf. „Todt," flüsterte sie.

In der kalten, zugigen, staubdurchwirbelten Luft hantirten laut und polternd die Männer, welche die Möbel hinabschleppten. Mit rohen Fäusten packten sie Alles an. „Seid zart!" hätte Ester ihnen sagen mögen. Sie durchschritt das frühere Studir- und Operations-gemach, sie trat durch eine Thüröffnung, aus der man zur größeren Bequemlichkeit jetzt die Thür genommen, in ein anderes Zimmer. Sie wußte, obschon hier kein Stuhl, kein Bett, gar nichts mehr war, daß dies sein Schlafgemach gewesen. Aber hier, wie überall in den Zimmern, hingen Bilder und Spiegel noch an den Wänden. Und dort, am Pfeiler zwischen den Fenstern, das Bild einer alten grauhaarigen Frau. Esther fühlte auf der Stelle, daß es das Bild seiner Mutter sei — also vor seiner Mutter, nicht vor einem Spiegel hatte er hier immer gestanden.

Sie legte lange still ihr heißes Gesicht gegen den kühlen Rahmen dieses Bildes. Kousine Fanny kam und schreckte sie auf.

„Hier,“ rief die erhitzte kleine Dame, „man muß die Bilder abnehmen.

„O — leiser,“ sagte Esther.

Das laute Geschäft des Umzuges ging seinen Gang, nach zwei Stunden waren die Zimmer wüst und leer. Esther ging darin langsam umher; wie ein Trümmerfeld däuchte ihr dieser Boden. —

Die neue Wohnung — eine neue Welt! Als Herbert am Abend dieses Tages abgespannt und allein in seinem Reich saß, überkam ihn vollends das Gefühl, als hebe ein neues Leben für ihn an. Was vor Kurzem noch seine Tage ausgefüllt, schien im Meer der Vergangenheit versenkt. Wahrlich, wir sehen die Dinge dieser Welt nicht wie sie sind, sondern wie sie uns scheinen. Herbert sah ruhig, greisenhaft resignirt in die Welt; so glaubte er, was er abgethan, sei auch für Jene abgethan, die einst in seine Welt gehörten. Wer hätte nicht diese Stunden im Leben, wo man glaubt, es werde nicht mehr gekämpft, weil man selbst sich des Kampfes begab; wo man glaubt, das die Kugel nicht fortrollt, weil man aufhörte sie zu treiben! Es ist dies eine naive und unbewußte Folge des menschlichen Egoismus, der sich — jeder Mensch besonders für sich — als den Mittelpunkt einer Welt, wo nicht der Welt fühlt, gleichsam als eine Sonne, um welche sich das Andere im Planetensystem bewegt. „Ich bin

ruhig — die Bewegung steht.“ Aber dieser Egoismus ist zu wohlthätig für das Individuum, zu nützlich für das Nebeneinander aller Individuen als daß man sein Dasein lächerlich finden dürfte. Ohne ihn würden auch die Entsagenden weder Ruhe finden, noch Andern die Möglichkeit zum Ruhigwerden gönnen können. Herbert glaubte, es hebe ein neues Leben an. Wohl ihm und seinem Glauben — er gewann Seelenruhe, zu arbeiten in seinem herrlichen Beruf, frohen Muth, einem Dasein entgegenzugehen, dessen Hauptinhalt fortan nur diese edle Arbeit sein durfte.

Es war in den letzten Tagen des Monats Februar, als Herbert eines Morgens ein Briefchen empfing, welches ihn zuerst peinlich die Weisheit lehrte von der Gegenwärtigkeit des Vergangenen. Sein Freund Hattenheim schrieb diesen Brief. Herbert hatte aus oben angedeuteter Stimmung heraus das Fortbleiben Hattenheim's nicht auffallend gefunden. Er hatte manchmal daran gedacht, daß am letzten Februar ein Wechsel fällig war, welcher auf seinen Namen lief, aber wieder aus derselben Stimmung heraus hatte er nicht gezweifelt, daß Hattenheim sein Wort einlösen und zahlen werde.

Adalbert Graf von Hattenheim schrieb an seinen Freund den Doktor Herbert Erhard:

„Mein guter Doktor! Meine Manichäer sind eine

hundsgemeine Bande. Die Kerle schnüren mir die Kehle zu — es bleibt mir nur die Möglichkeit eines Klimawechsels. Mein Vetter Erdöfy hat mich nach Ungarn zur Jagd in die Steppe geladen. Du bist hoffentlich nicht so bürgerlich, mir die Annahme dieser Einladung zu verübeln — ich sage Dir Lebewohl und beklage sehr, daß ich den Wechsel nicht einlösen kann. Hoffentlich wird eine gewisse schöne Frau bald aus ihrer freiwilligen Verbannung zurückkehren und Dich aus corps d'esprit de la famille trösten über den zeitweisen Verlust Deines Freundes

A. Graf H."

„Das ist infam!" rief Herbert und schleuderte den Brief von sich, „mehr als infam, zu mir in solchem Ton von ihr zu reden!"

Also Adalbert löste den Wechsel nicht ein. Herbert lächelte bitter: es war nicht mehr als recht und billig, daß er seinen Leichtsinn bezahlte, in dieser Welt, wo man ja Alles bezahlt — zwanzigtausend Mark war für ihn ein hoher Preis für die vornehme Freundschaft. Die ersten Zehn waren hingegeben. Herbert war gewiß, sie nie wiederzusehen, die anderen Zehn sollten noch beschafft werden — Herbert sah im Kalender nach — bis übermorgen früh. Jetzt war es acht Uhr Abends, alle Bureaux geschlossen, er hatte also im Grunde nur noch den einzigen, morgenden Tag,

um eine Summe zu beschaffen, die für einen Geschäftsmann klein ist, für Jemand aber, der sie nicht daliegen hat und von Blankokredit, von Bankverhältnissen und Unterpfandsdarlehen nicht das mindeste Verständniß besitzt, auch alle jene Vortheile entbehrt, die ein Kaufmann durch seine Beziehungen, seinen Waarenbestand oder dergleichen hat — für einen Nichtgeschäftsmann war die Summe groß genug, um ärgerliche Sorgen zu bereiten.

Herbert verdiente sehr viel und hatte bis jetzt auch sehr viel gebraucht. Er besann sich, daß alle seine Ersparnisse, welche bei seinem Bankier lagen, noch nicht die Hälfte der Summe ausmachten. Bis jetzt hatte er niemals Geld zu leihen gebraucht, aber seine Freunde oft davon reden hören. Für diese gab es nur zwei Wege, Geld zu erlangen: den Wucherer oder das freundschaftliche Darlehen. Der erste Weg sollte nie betreten werden. Den zweiten verbot ihm sein Schamgefühl, doch war er verständig genug, sich zu sagen, daß keine Bank und kein Bankier ihm Geld geben würde ohne Sicherheit. Er hatte nichts zu bieten, als die Arbeitskraft seiner Person — in wenig Monden konnte er, wenn seine Praxis blieb wie bisher, die Summe zurückerstatten; aber wenn ihn morgen ein Unfall arbeitsunfähig machte, blieb sein Gläubiger

im Schaden. Man würde ihn einfach wegen seines naiven Begehrs auslachen.

Seine Geschwister? Schwager Heinrich hatte das geerbte Geld in eine Vergrößerung der höheren Töchterschule gesteckt und ein Pensionat gegründet — außerdem wäre er der Letzte, dem Herbert sich anvertraut hätte. Er würde das Geld, dafern er's gehabt, gegeben haben, aber eine ähnliche Moralpredigt dazu halten, wie die Gräfin Illingen ihren Armen bei der Verabfolgung von Wohlthaten. Lillys kleine Habe hatte er mit Heinrich zusammen zu verwalten; indeß überließ er dies getrost allein den Schwager. Soviel er davon wußte, war von diesem Lilly's Geld in Papieren sicher angelegt und bis morgen nicht zu haben.

Gegen große Mißgeschicke kann man muthig kämpfen aber gegen Erbärmlichkeiten anstreben macht den Menschen klein, es erniedrigt ihn vor sich selbst. Herbert schämte sich in seiner tiefsten Seele über diese Armseligkeit, diese Kleinlichkeit, daß er, Doktor Herbert Erhard, nicht einmal zehntausend Mark besitze. Wenn er immer sparsam gewesen wäre . . . alle die peinlichen „wenn — wenn“ hielt ihm sein Gewissen vor. Aber das half nun nichts, das Geld mußte da sein. Es blieb kein Ausweg: ein Freund mußte helfen!

Freund? Hatte Herbert Freunde? Tolle und

elegante, blasirte und gnädige Bekannte, ähnlich wie Hattenheim, deren wußte er genug. Marthoff war der Einzige, der ihm näher stand. Richtig — Marthoff! Alle Welt wußte, das Marthoff sehr reicher Eltern einziger Sohn sei. Mit schweren Seufzern entschloß er sich, zu ihm zu gehen und ihm die ganze Geschichte anzuvertrauen. Aber der Weg blieb ihm erspart; ehe er noch seinen Paletot vom Nagel nahm, kam Johann und meldete Herrn von Marthoff.

„Sehr angenehm", sagte Herbert, während Gluth in seine Schläfe stieg.

Herr von Marthoff trat ein, er war gleichfalls sehr roth. „Guten Abend, lieber Doktor!" — „Guten Abend, Marthoff!"

Sie standen und sahen an einander vorbei.

„Bitte, bitte", sagte Herbert endlich höflich, „wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Marthoff setzte sich. Er stand sofort wieder auf. „Es ist sehr heiß hier — Sie gestatten . . .?" Er legte seinen Militärrock ab. Herbert bemerkte mit Erstaunen, daß er seinen Paradewaffenrock trug.

„Wirklich äußerst angenehme Wohnung hier; Sie gefallen sich noch immer?" fragte Marthoff, sich die Hände reibend.

„Sehr", versetzte Herbert und dachte: „ob ich es ihm gleich sage, oder erst das Gespräch wie zufällig

darauf bringe?“ Der Lieutenant schien seine Einsilbigkeit gar nicht zu bemerken, er holte mit großer Mühe aus der hinteren Tasche seines Rockes sein blüthenweißes Taschentuch und trocknete sich damit die Stirn.

„Es ist hier sehr heiß“, sagte er nochmal.

„Rauchen Sie vielleicht?“ fragte Herbert. Er hielt dem Besucher eine volle Cigarrenkiste hin. Marthoff griff hinein, nahm eine Cigarre und sagte:

„Danke sehr — nein, ich rauche nicht.“

„Doch nehmen Sie eine Cigarre“, lachte Herbert. Tief erglühend warf Marthoff die Cigarre wieder in die Kiste.

„Ich bin etwas zerstreut“, murmelte er und dachte, „wenn ich nur wüßte, wie ich das Gespräch darauf bringen könnte!“

„Der Baron raucht sehr stark“, sagte er plötzlich kühn. So konnte er auf die Baronin und dann auf Lilly zu sprechen kommen.

„Ja wohl“, antwortete Herbert, der anfing sein unglückliches Wesen zu bemerken, „er sollte es lieber lassen bei seinem vollen Körper.“

„Die Baronin sagte oft dasselbe“, fiel Marthoff eifrig ein. „Ob die Baronin wohl noch lange fortbleibt?“

„Ich weiß es nicht“, sprach Herbert kurz.

„Fräulein Lilly ist doch sehr allein jetzt", sagte Marthoff mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung.

„Nun, Sie und Meister Stephan leisten der Kleinen ja freundlichst Gesellschaft", antwortete der Doktor noch ahnungslos, woraus Marthoff's tödtliche Verlegenheit zu erklären sei.

„Ich möchte viel öfters bei ihr sein", rief der junge Mann. Wieder trat eine Pause ein, Marthoff quälte seinen Kopf, wie er den Faden weiter spinnen könne, den er angefangen.

„Immer!" fügte er heroisch nach fünf Minuten seinen vorigen Worten bei. Herbert war inzwischen in peinliches Nachsinnen verfallen und fuhr über dies kräftige „immer" auf.

„Wie so immer?" fragte er verständnißlos. Herr von Marthoff stand auf. Herbert that befremdet desgleichen.

„Herr Doktor Erhard," begann der Lieutenant in militärischer Position, „ich bin heute zum Premier avancirt und bewerbe mich um die Hand Ihrer Schwester."

Unendlich erleichtert setzte er sich wieder. Herbert blieb verstummt stehen. So wollte der Lieutenant doch die Kleine heirathen — was sagte der Meister? Und davon konnte nun gar keine Rede mehr sein,

daß Herbert dem Mann eine Bitte um Geld vortrug der eben um seine Schwester warb.

„Was sagt Lilly?“ fragte Herbert, indem er sorgenvoll begann im Zimmer hin und her zu gehen.

„Sie weiß von nichts.“

„Aber lieber Marthoff, mein Schwager Heinrich und ich sind zwar die Vormünder des Kindes; unsere Einwilligung kann aber hier nur Formsache sein, sie selbst hat über sich zu bestimmen.“

„Ich werde nie den Muth haben, sie zu fragen.“

Herbert mußte doch lächeln, er blieb vor dem jungen Lieutenant stehen und sprach:

„Ohne die Frage keine Antwort; der Muth muß schon gefaßt werden!“

„Reden Sie für mich,“ bat der Lieutenant innig, „es wäre mir eine große Erleichterung. Sagen Sie ihr, daß ich sie liebe — sehr liebe“ — seine Stimme schwankte hier — „daß ich sie bäte, mir zu vertrauen. Ihnen, als dem Bruder und Beschützer meiner Lieben, muß ich auch von den anderen Dingen reden. Sie wissen, ich werde nur bis zum Hauptmann dienen und dann eines der Güter meines Vaters übernehmen; mein Vater wird mir bis dahin jährlich eine Apanage aussetzen von . . .“

„Genug,“ unterbrach Herbert ihn, „diese Aeußerlichkeiten sind unnöthig zu besprechen. Ich weiß, daß

wenn Sie um ein armes Mädchen werben, Sie es ernähren können. Alles Andere haben Sie mit Lilly und Ihren Eltern auszumachen. Wenn es Ihnen von irgendwelchem Werth sein kann, Marthoff, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich die Ehre, welche meiner Schwester durch den Antrag eines solchen Mannes wie Sie sind, wird, tief empfinde. Ich danke Ihnen, mein Freund. Sollte Lilly Sie annehmen, werde ich Sie mit Liebe als Bruder umarmen."

Der Lieutenant, im Uebermaß seiner Gefühle, sprang auf und nahm die Umarmung schon vorweg.

„Jedoch für Sie sprechen," fuhr Herbert fort, ihm freundschaftlichst auf die Schulter klopfend, „kann ich aus Gründen, nach denen Sie mich nicht weiter fragen wollen, nicht."

„Sie denken an Meister Stephan," rief Marthoff, aber dieser Gedanke ist sehr überflüssig; die Beiden lieben sich fast wie Vater und Tochter, oder wie Bruder und Schwester. Ich besorge nichts."

Herbert wußte es, wenigstens was den Meister anbetraf, besser.

„Nehmen Sie nur selbst den Muth — es ist wohl schwer," Herbert seufzte hier, „zumal wenn ein böses Nein der zarten Frage folgt; allein stellen Sie sich andererseits Ihre Lage Lilly gegenüber vor, wenn sie Ja sagt und Sie sollen dann ihr zuerst begegnen,

das muß noch viel schwieriger sein. Frisch gewagt — gehen Sie morgen an das große Werk."

„Morgen," sagte Marthoff zaghaft, „habe ich den ganzen Tag Dienst. Aber übermorgen um zwölf Uhr will ich zu ihr gehen. Bitten Sie Fräulein Lilly, dann zu Hause zu sein — sagen Sie aber lieber nichts — nur vielleicht, daß ich ihr eine Neuigkeit mittheilen wolle."

Herbert versprach Alles. Er war nur froh, daß er den Besuch dann los wurde und seinen schlimmen Gedanken wieder nachhängen konnte. Es blieb Alles dunkel — keine Hilfe für seine kleinliche Misère. Zuletzt beschloß er, Lilly wenigstens zu fragen, ob sie wisse wie und wo Heinrich ihr Geld belegt habe. Im Nothfall konnte man die Zahlung des Wechsels um zwei Tage stunden.

XIV.

Lilly machte große Augen, als der Herr Bruder, den sie gern wegen seiner Liebhaberei für das lange Schlafen neckte, schon Morgens vor seiner Sprechstunde bei ihr ankam. Sie trug noch ihr graues Morgenkleidchen und auf dem krausen Haar ein wirkliches Häubchen, welches ihr, ihrer eigenen Aussage nach, das Aussehen einer alten, respektablen Hausdame geben sollte. Möhling, welcher der Einzige war, der außer den Hausbewohnern Lilly mit diesem Häubchen gesehen, hatte seinem Herrn eine unglaubliche Beschreibung davon gemacht.

„Höre, mein Herbert," sprach Lilly mit übereinander gekreuzten Armen vor ihm stehend, „Du siehst aus, wie eine ganze Welt voll Pech. Was ist passirt?"

„Böse Geschichten können mir noch passiren," sagte Herbert verstimmt, „wenn ich keine rechtzeitige Hilfe finde."

„S' ist nicht so schlimm, als man wohl denkt, wenn man's nur recht erfaßt und lenkt," sang Lilly, ihn übermüthig mit sich herumdrehend. „Was hast Du gemacht? Heraus mit der Sprache."

Obschon es im allerhöchsten Grade überflüssig erschien, diesem lustigen Fräulein Unverstand die Geschichte zu erzählen, fuhr Herbert doch damit heraus:

„Einen Wechsel unterschrieben, den ich wenigstens im Augenblick nicht bezahlen kann."

Sie stand starr.

„Ist das nicht eine Schlechtigkeit? Ist ein Wechsel nicht ein schreckliches Ding, welches Leute um Glück und Ehre bringt?" schrie sie ängstlich.

„Eine Schlechtigkeit ist es in meinem Fall und im Princip überhaupt nicht," beruhigte Herbert sie, „ich war nur zu leichtgläubig, sagen wir meinetwegen leichtsinnig, dem Grafen Hattenheim zu vertrauen. Ihm habe ich diesen Wechsel gegeben, der für ihn seinen Gläubigern gegenüber so gut wie Geld war. Morgen ist der Wechsel fällig — der Graf ist davon gereist — ich habe kein Geld — es sollten zehntausend Mark sein."

„O weh," jammerte Lilly, den Bruder bang umklammernd, „so sperren sie Dich in's Gefängniß."

„Närrchen — nein. Aber wenn ich in allerkürzester Zeit, binnen wenig Tagen das Geld nicht

zahle, läßt die Sache einen Flecken an meines Namens Ehre, der vielleicht nur Wenigen bekannt wird, mir aber unerträglich wäre."

Alle Schauergeschichten, welche Lilly gehört von ruinirten Offizieren, alle Notizen, die sie unter „Vermischtes" in den Zeitungen gelesen von Blutsaugern, wurden in ihr lebendig, in allen diesen Geschichten kam das Wort „Wechsel" vor. Sie sah Herbert im Schuldthurm, geächtet, endlich erschossen. Sie hing an seinem Hals und klagte, er beruhigte sie nur mit großer Noth und sagte endlich:

„Wenn ich morgen, falls man mir den Wechsel präsentirt, nur sicher versprechen kann, nach zwei oder drei Tagen zu zahlen, wird die Sache erledigt sein. Sieh, deshalb komme ich zu Dir — weißt Du, wie Heinrich Dein Erbtheil angelegt hat? Wenn ich es nur bekommen könnte, um es auf ein halbes Jahr bei einer Bank als Unterpfand zu hinterlegen, so wäre ich ich gerettet und Du erhältst das Deinige unberührt zurück."

Lilly machte plötzlich ein sehr weises Gesicht.

„Und Dein eigenes Erbtheil?" fragte sie.

„Habe ich schon früher dem elenden Hattenheim geliehen."

Sie sann nach. Mit einem Male ging es wie ein Sonnenschein über ihr Gesicht.

„Wie dumm ich bin — wie dumm ich bin," jubelte sie auf.

„Kind, Du hast einen glücklichen Gedanken," fragte er.

„Was — Gedanken? Einfach die Gewißheit, daß ich sehr dumm bin, mich um irgend einer Sache willen zu ängstigen. Schau mich doch nicht so verständnißlos an — Adieu, Adieu, Du Bruder Leichtsinn, morgen hast Du Geld — aber von mir giebt's Ausschelte dazu! Und schwöre mir, nie wieder so ein gräßliches Ding, dessen Namen ich gar nicht nennen will, zu unterschreiben."

„Du willst doch nicht den Baron . . ." begann Herbert beklommen. „Das darf n i e geschehen."

„Unsinn — Unsinn," lachte Lilly vergnügt. „Dem Baron — der Baron ist ein fremder Herr, dem sagt man seine Geheimnisse nicht. Schwöre mir."

„Gut — ich schwöre Dir, daß ich nie mehr einen Wechsel unterschreiben will."

„Und nun Adieu — schau an, es ist gleich zehn Uhr — Deine Patienten warten."

„Willst Du mir nicht sagen . . ."

„Tralala — kein Wort. Das kommt erst desto eindrucksvoller mit der Ausschelte zusammen heraus. O Herbert — wer hätte das von dir gedacht!"

Sie stand vor ihm, die herabhängenden Hände

vor der Schürze gefaltet und sah ihn an, wie eine alte Mutter ihren mißrathenen Sohn.

Er ging nun, damit die gedachte Schelte nicht jetzt schon beginne. Sein Herz war beruhigt; Kinderhände vollbringen oft leichter Thaten, an denen die Weisen sich umsonst abmühen. „Sie wird an Heinrich um ihr Geld telegraphiren — ob der es herausrücken wird, scheint fraglich. Auf seine verneinende Antwort würde Lilly mir aber weitere Nachricht geben.“

Fräulein Lilly aber, würdig unter ihrem würdevollen Häubchen, befahl der Jungfer, auf das Kind Obacht zu geben, dem Kutscher, anzuspannen, kleidete sich geschwind an und ordnete in Haus und Küche alle Dinge sehr genau und sehr überflüssig an, da die vortreffliche Dienerschaft allezeit allein fertig wurde, aber gern mit Lächeln den Befehlen des pflichtbesorgten Fräuleins lauschte. Es schien, als wollte sie mindestens für einige Tage davon gehen, aber die Dienerschaft war deshalb doch nicht überrascht, sie sagen zu hören: „In einer Stunde bin ich wieder da.“ Man kannte diese hausfraulich-kindlichen Abschiede schon.

„Zum Professor Müller, an der Bürgerwiese in der Altstadt,“ rief sie dem Kutscher zu.

Meister Stephan stand an dem großen Fenster seines Ateliers, welches nach dem Vorgarten hinausging, er schaute in den winterlichen Tag hinaus und

sann darüber nach, ob er den großen Kurfürsten, den er eben in einem historischen Gemälde für den Rathhaussaal einer preußischen Provinzstadt malte, mit oder ohne Hut darstellen solle. Die betreffende Szene konnte vielleicht intimer aussehen, wenn der Kurfürst den Hut in der Hand — wie in der Erregung abgenom . . .

„Halloh!“ rief der Meister mit seiner ganzen Stimme Gewalt. Vor dem Gartengitter hielt die Equipage der Baronin Hanna und Jemand stieg da aus.

Möhling glaubte, es gelte ihm, Fritz, Franz und Friedrich desgleichen, sie stürzten von verschiedenen Seiten herzu und standen alle zugleich neben dem Meister am Fenster. Ganz flink, daß die kleinen Füßchen hurtig aus- und einschlüpften unter dem gefälteten Rand ihres Kleides, kam Lilly den Weg unter den entlaubten Baumriesen daher gegangen. Ihr kleines rosigweißes Gesicht guckte hell aus dem großen schwarzen Pelzkragen und unter der schwarzen Pelzmütze hervor. Sie bemerkte die fünf Gesichter am Fenster und nickte vergnügt.

Das Nicken hatte die Wirkung einer Dynamitpatrone — es zersprengte die Gruppe. Ihrer Vier stürzten hinaus, um zu öffnen, der Meister blieb mit gewaltigem Herzklopfen zurück. Was kam sie so mutter-

seelenallein und morgenfrisch gegangen? Das hatte seine Bedeutung!

Das Hausthor öffnete seine Doppelflügel.

„Servus, meine Herren," sagte Lilly, „ich komme nur zu Fuß, nicht mit Roß und Reisigen gezogen, die Burg braucht nicht so mächtig die Pforte aufzuthun."

„Gnädiges Fräulein!" stotterten die erröthenden Jünglinge glücklich aus einem Munde.

Lilly blickte gnädig auf ihre Getreuen.

„Lieber Möhling," sagte sie, „gehen Sie, bitte, zum Meister, ob ich ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen kann."

„Meldung unnöthig," sprach Möhling, „für das Fräuleinchen sind wir immer zu sprechen."

„Ich hab die Herren seit dem Ball gar nicht gesehen," wandte sich Lilly freundlich an die Schüler ihres Meisters, „es ist Ihnen Allen doch gut bekommen?"

Fritz und Franz stammelten glücklich:

„Danke sehr — ausgezeichnet — es war ein herrlicher Abend."

Friedrich sagte:

„Franz hatte den anderen Tag einen großen Katzenjammer."

„O, das bedauere ich sehr," sprach Lilly theil-

nahmsvoll. „Auf Wiedersehen, meine Herren, vielleicht nachher.“

Sie ging in des Meisters Vorzimmer.

„Schuft!“ sagte Franz, mit dem Ingrimm, dessen er fähig war, den verrätherischen Genossen anblickend.

„Ihr benahmt Euch sehr tölpelhaft,“ rief Fritz leise.

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

„Und Du — wärst Du nicht so lang und dünn, könnte man sagen, Du sähest aus wie ein rothangestrichener Amor!“ rief Friedrich.

„Kinder,“ mahnte Fritz, als der Weltweiseste unter ihnen, „es hilft ja doch nichts; wir dürfen sie ruhig Einer dem Andern gönnen, sie guckt doch keinen von uns an.“

Auch die Resignation trägt sich leichter in Gesellschaft — lustig kehrten die Jünglinge in ihr Atelier zurück. —

Der Meister führte Lilly ernsthaft zu einem Sessel und nahm ihr gegenüber feierlichst Platz, denn sie hatte eintretend gleich gesagt:

„Ich komme in einer höchst wichtigen Geschäftsangelegenheit.“

Er war ungeheuer neugierig, aber er fragte gemessen:

„Eine Geschäftsangelegenheit — mit mir — die Geschäfte müssen besonderer Art sein.“

„Ach ja," sagte Lilly, in dem Wunsch, ihre Handschuhe auszuziehen, diese nur fester knöpfend, „ein sehr ärgerliches Geschäft — ein Geldgeschäft."

Wen konnte es wundern, daß der Meister nun ein etwas dummes Gesicht machte.

„Ich bin kein Bankier," sagte er, mit den Augen schelmisch zwickernd.

„Das weiß ich — und was ich von Ihnen will, kann ich von keinem Bankier, von keinem Menschen überhaupt verlangen, als nur gerade von Ihnen," erklärte sie bestimmt.

„Was denn?"

„Wollen Sie mir morgen zehntausend Mark geben? Ich will sie natürlich nicht geschenkt haben — blos so aus Freundschaft geliehen, bis ich Ihnen nach wenig Tagen mein Vermögen, welches, wie Schwager Heinrich sagt, in sichersten Papieren angelegt ist, und welches gerade zehntausend Mark beträgt, aushändigen kann. Genügt Ihnen bis dahin mein Ehrenwort?"

Sie sagte das Alles höchst unbefangen, nur ein bischen ernster, als sie sonst war.

Der Meister klopfte vor Vergnügen mit beiden Fäusten auf den Tisch vor sich.

„Prachtvoll," rief er, „gesprochen wie ein Kamerad zum andern! Nicht geschenkt — sie verlangt es nicht geschenkt! Famos — sie würde auch das noch ganz

natürlich finden. He, Kleine, weshalb kommen Sie zu mir mit der Bitte; da ist ja noch der Herbert, welcher Ihnen sozusagen näher steht. Und darf man fragen, was die kleinen Händchen mit dem vielen Gelde wollen?"

„Herbert kann ich nicht um das Geld bitten," sagte Lilly, „weil ich es für ihn gerade haben muß; zu Ihnen komme ich, weil — mein Gott, weil — aber fragen Sie doch nicht so dumm — zu wem sollte ich wohl gehen. Sie sind mir der Nächste in der ganzen Welt."

„Natürlich," murmelte der Maler, dem es heiß in den Kopf und feucht in die Augen stieg, „natürlich — ich bin der Nächste." — Er faßte sich gewaltsam. „Aber, kleine Lilly, was hat denn der Mosje Herbert gemacht — und hat er Sie gar hergeschickt?"

„Bewahre," rief Lilly, von der Unfehlbarkeit ihrer pädagogischen Maßregel ganz überzeugt, „das soll er erst heute Abend erfahren, damit er sich in Grund und Boden schämt. Wenn ich gesagt hätte: ich gehe zum Meister, hätte er sich gewiß so vor Ihrem Zorn gefürchtet, daß er mich gebeten haben würde, Ihnen nichts zu sagen. Ich wenigstens hätte nie den Muth, etwas zu thun, worüber Sie zürnen könnten."

Dem Meister ward wohl und weh — „still, alter Knabe," sagte er sich, „ganz still jetzt — kleines gol-

denes Mädchen, Du meinst wirklich, daß ich für alle Welt der Gott, der Zürner und Helfer bin . . . für Dich nur — o für Dich — das ist schon zu viel der Seligkeit."

„Herbert hat," fuhr Lilly, ein wenig ängstlich über des Meisters Schweigen, fort, „für den bösen Hattenheim aus Freundschaft einen Wechsel unterschrieben und ihm schon früher seine zehntausend Mark geliehen. O Meister — was machen Sie für ein schrecklich ernstes Gesicht, bitte, seien Sie Herbert nicht böse. Er hat es aus gutem, gläubigem Herzen für den Freund gethan, er will es nie wieder thun."

Ja, der Meister machte ein furchtbares Gesicht, er that es mit Gewalt; er durfte ihr nicht jetzt um den Hals fallen und sie todtküssen. Wenn er sich noch irrte . . . wenn dies Alles doch kein Geständniß war, daß sie ihn liebe . . . . Der starke Mann zitterte heftig.

Als er sah, daß Lilly beinahe weinte, ermannte er sich und sprach mit seinem tiefsten Baß:

„Der schlimme Herbert — na, ich kenn' ihn, der Kern ist nobel bei ihm. Und die Zehntausend sollen heut Abend in sauberen Kassenscheinen auf seinem Tisch liegen. Höre aber, kleine Lilly — ich bin ein Geizhals, ich nehme Dein ganzes Vermögen dafür — das heißt — so eilig ist es nicht — vorerst brauchst Du

nicht an den Schulmeister zu Bergedorf an der Bille zu schreiben. Ich halte mich an dein Ehrenwort, kleine Psyche. Giebt ihr Ehrenwort — wie ein Lieutenant, famos!"

Sie lachten laut zusammen. Lilly dankte dem Meister gar nicht, er merkte das nicht. Es war Alles so selbstverständlich. Und dann bezeigte sie große Eile — sie müsse gehen — Wolf, der Hausstand und Gott weiß was Alles rufe sie heim.

„Halloh," rief der Meister wieder, und wieder kamen auf den bekannten Ruf die Schüler, aber diesmal sehr manierlich. Franz hatte sich sogar inzwischen frisirt und seinen neueren Sammtrock übergeworfen.

„Jungens," sprach der Maler, „küßt dieser kleinen Dame in allem Respekt die Hand und zieht Euch dann wieder zurück! Halt — Franz — nicht immer gewaltthätig — es geht nach dem Alter!"

O! Stolz unter drei flaumbärtigen Burschen der Aelteste zu sein. Fritz hatte den Vortritt, Franz genoß die Demüthigung, die ihm Zähneknirschen verursachte, der Letzte zu sein. Aber Lilly goß Balsam in die Wunde, indem sie, zu Franz gewendet, sprach:

„Ich hoffe, ein anderes Mal Ihre Arbeiten zu sehen."

Zwar stritten Franz und Friedrich nachher bis

zur Thätlichkeit, daß sie dies zu ihnen Drei gemeinsam gesagt, Franz aber bezog es allein auf sich. Die Historie hat nachmals nie dem Einen oder dem Andern Recht gegeben, diese Frage blieb, wie manche in dieser Welt, unentschieden. Für diesmal zogen sich die Jünglinge bescheiden zurück. Der Meister begleitete Lilly bis an ihren Wagen.

Als er zurückkehrte, war sein Antlitz geröthet. Er traf mit Möhling im Flur zusammen, und da begab sich das nie Dagewesene, daß der Meister seinen Arm zärtlich um die Schulter des Alten legte, und zwischen Lachen und Weinen sagte er:

„Mein guter Möhling, als ich ein kleiner Bengel war, prügeltest Du mich, wenn ich meine Hosen zerriß, als ich ein großer Bengel war, prügeltest Du mich, weil ich kein Soldat werden wollte. Dann, als Dein schlagfertiges Erziehungssystem vor der Kraft meiner Fäuste den Rückzug für gerathen erachtete, spartest Du nie die bösen Worte. So haben wir uns seit vierzig Jahren miteinander durch's Leben geknurrt und gepufft. Aber all' das Knurren und Puffen war Liebe. Nicht so, mein Möhling? Du bist mir, da meine Mutter bei meiner Geburt starb, Kinderfrau und Erzieher in einer Person gewesen; Du bist mir, da mein ernster Vater sich wenig um den Sohn bekümmerte, auch Vater gewesen. Seit vierzig Jahren

hast Du keinen anderen Lebensinhalt gekannt als Deinen Stephan. Darum, Alter, thu' ich jetzt eine Frage an Dich, die nur Söhne an sehr geliebte Väter richten: Hast Du etwas dagegen, wenn ich mich verheirathe?"

In Möhling's greisen Schnauzbart war eine Thräne herabgeflossen — nun versiegte der feuchte Schimmer in seinen Augen, sein verwittertes Antlitz war fahl. Seine Zunge lallte, als habe ihn ein Schlag getroffen.

„Verheirathen — ver — heirathen! Den Möhling verstoßen um eines fremden Frauenzimmers willen!"

„O mein Gott!" rief der Meister erschüttert.

„Verheirathen — mich zum alten, überlästigen Kerl machen — mich, der vierzig Jahre lang in Ihrem Leben die Hauptperson war! Verstoßen, um ein fremdes Frauenzimmer — das ist hart."

„Du sollst ja nicht verstoßen sein — sie wird Dich lieben," beschwor der Meister den zitternden Alten. Der ermannte sich nach und nach zur Kraft des Zornes.

„Ha!" lachte er bitter auf, „das kennt man. Erst thut das, als liebe und ehre es Alles, was es im Hause vorfindet, dann, wenn es festen Fuß gefaßt hat, macht es kehraus. Adieu, alter Möhling — wir brauchen Dich nicht! Ha — ha! Und das arme

Waislein, das liebe Kind, die Lilly wird auch nicht mehr lange daher kommen dürfen und sagen können: Möhling, wir ist es gerade so, als ob bei Euch meine Heimath sei."

„Möhling," rief der Meister aufathmend, „sie — sie — unsere Kleine ist's ja, die ich zu meinem Weibe haben möchte."

„Das Kind — das Kind . . ." stammelte der Alte. Der Uebergang vom Schmerz zur Freude war zu groß für ihn.

„Nicht wahr," begann der Meister, begütigend seine Hand fassend, „sie würdest Du hier gern sehen? Denke nur, Möhling, sie wäre dann den ganzen Tag bei uns. Und sie würde Dir so wenig Mühe machen . . . Lisette dürfte ihr Morgens nur ein bischen Chokolade kochen und man müßte ihr Mittags manchmal ein Täubchen braten — sie wird Dir wirklich keinen Aerger bereiten — sie hat Dich sehr lieb."

„Die Chokolade," sagte Möhling schluchzend, „überlaß ich der Lisette nicht zum Kochen . . . meine alten rauhen Hände wollt' ich wohl unter ihre Füßchen legen . . . ach Meister, aber glauben Sie denn, daß sie uns nimmt?"

Da fiel der Meister seinem Tyrannen um den Hals und rief:

„Laß mich nicht denken, daß ich sie verlieren soll."

Trostreich und gefaßt sprach Möhling:

„Sie wird es schon um meinetwillen thun!“

— — — — — — — — — — —

An dem Abend dieses Tages erhielt Herbert von dem Bankier des Meisters zehntausend Mark übersandt. Beigefügt waren einige Zeilen des Meisters, welche verhinderten, daß Herbert, peinlich beschämt, vielleicht gar die Annahme verweigerte. Der Maler schrieb: „Hier sendet unsere weise Kleine ihrem Bruder ihr Geld; daß dies zufällig durch meine Hand geschieht, ist ein ganz äußerlicher Umstand, davon Sie gütigst gar keine Notiz nehmen wollen.“ So durfte Herbert nur Lilly den Empfang anzeigen und ihr danken; er sandte ihr ein Billet und fügte seinem Dank die Worte bei: „Ich vergaß heute Morgen, Dir zu sagen, daß Marthoff morgen Mittag um zwölf Uhr bei Dir sein wird, um Dir eine Neuigkeit mitzutheilen.“

„Aha,“ sagte Lilly sich, „er wird Premier geworden sein!“

Am anderen Morgen harrte sie dann seiner.

Der letzte Februartag — der erste Sonnenscheintag des Jahres. Draußen schwieg der Sturm, klar über die feuchten Dächer und durch die kühle Luft kamen die Lichtstrahlen strömend zum Fenster herein. Lilly stand auf einem Schemel unter der venetianischen

Glaskrone, sie hielt in der erhobenen Hand eine Reitgerte und schlug damit gegen die Prismen, die im Sonnenglanz funkelten. Jedesmal huschte es hundertfältig, bunt und flimmernd an den Wänden und am Plafond hin und her. Der kleine Wolf sprang jubelnd umher, um die vielfarbigen, runden, zitternden Lichtflecke zu fassen.

„Lilly, weshalb haben die Sonnenstrahlen heute bunte Kleider an?"

„Das will ich Dir sagen: Morgen fängt der Monat an, in welchem der Frühling kommt, da freuen sich die lieben Sonnenstrahlen so sehr, daß sie ihren Sonntagsputz angethan haben."

Klirr — ging die Reitgerte wieder gegen die klappernden Prismen.

Herr von Marthoff wurde gemeldet, Lilly sprang vom Schemel, ergriff Wolf's Hand, kommandirte „Bataillon vorwärts — marsch," und marschirte dem Eintretenden in geschlossener Linie entgegen.

„Halt! — Ihre Truppen grüßen Sie, Herr Premierlieutenant — denn das ist doch wohl die Neuigkeit, welche Sie uns mittheilen wollten?"

Herr von Marthoff hatte einen ganzen Tag Zeit gehabt, die Antwort auf die Frage zu präpariren.

„Doch nicht dies allein," erwiderte er, ihre Hand küssend, „noch etwas Ernsteres!"

Er sah verlegen auf den Knaben, der ihm schon seinen Helm aus der Hand nahm und ihn sich selbst aufsetzte.

„Hier sind zwei Ohren zu viel? Um Gotteswillen, Sie haben doch nicht auch Dummheiten gemacht? Wolf, mein Junge, besieh mal nebenan das Photographiealbum der Mama so lange, bis ich Dich zurückrufe.“

Folgsam ging der Knabe in ein Nebenzimmer, dessen Thüren zum Salon geöffnet waren.

Sehr würdig lud Lilly den Lieutenant ein, sich zu setzen.

„Also, die Neuigkeit?“ fragte sie, neben ihm Platz nehmend.

„Ich will heirathen!“

„O!“ Lilly schlug die Hände zusammen und sah ihn von der Seite bewundernd an. „Heirathen — das ist schrecklich ernst! Das denke ich mir sehr schwer. Sie sind eigentlich noch ein bischen jung.“

„Aber meine Herzenskönigin ist noch jünger — sechs Jahre,“ sprach er.

„Da ist sie ja ebenso alt wie ich. O, Herr von Marthoff, das ist ja furchtbar interessant — wie heißt sie, wie sieht sie aus?“ rief Lilly.

Er deutete auf die Psyche an der Wand.

„So sieht sie aus und Lilly heißt sie," erklärte er mit zitternder Stimme.

„Ach — Sie spaßen!"

„Es ist mein heiligster Ernst. Theure Lilly, wenn ich hoffen dürfte, daß ich Ihnen so werth bin, daß Sie mir Ihr ganzes Leben anvertrauen mögen! Ich bin noch sehr jung, aber — Sie kennen mich — ernster als meine Kameraden, die mich sogar wegen meiner Solidität verspotten. Ich liebe Sie, Lilly — ich bete Sie an — werden Sie mein Weib!"

Er ergriff ihre beiden Händchen und sah sie beweglich an. Sie guckte ihm höchst erstaunt ins Angesicht, lange und stumm. Allmählich zuckte es um ihren Mund, wie von beginnendem Weinen.

„Aber liebster, liebster Marthoff, wie kommen Sie nur auf solchen Einfall? — Ich habe nie daran gedacht — das ist sehr traurig."

„Denken Sie jetzt daran," bat er gedrückt und ihre Hände heftig pressend. „Und wenn Ihnen diese Stunde und meine Gegenwart noch keine Klarheit bringt darüber, ob Sie meinen Antrag annehmen können, so warte ich bis morgen auf Ihre Entscheidung."

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Ach," sagte sie traurig, „da ist wohl nicht viel zu überlegen. Außerdem, Marthoff — ich kann keinen

Lieutenant heirathen, ich habe nur zehn . . . ach nein, die habe ich auch nicht mehr . . . ich bin arm. Ein Lieutenant, sagte einmal die Baronin, müsse immer eine reiche Partie machen."

„Ich nicht," erklärte er eifrig. „Meine Eltern sind sehr reich, mein theurer Vater — o Lilly, meine Eltern würden Sie sehr lieben — mein Vater setzt mich in den Stand, ohne Berechnung, nur nach meinem Herzen zu wählen."

Ihre Thränen rannen über ihre bleich gewordenen Wangen. „Es geht nicht," klagte sie.

„Sie lieben mich nicht?" rief er. Auch aus seinem frischen Gesicht trat jede Farbe.

„Gewiß, gewiß," versicherte Lilly treuherzig, „ich habe Sie auch lieb, aber nicht so zum Heirathen. Sie sind noch viel zu jung, Marthoff, und ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen."

„Sie sollen doch Ihren Gatten nicht fürchten, er soll Ihr gleichgesinnter, jugendheiterer Kamerad sein."

Lilly bewegte verneinend die Hand.

„Das verstehen Sie nicht — die Furcht, die ich meine, ist keine Angst — es ist so ein Gefühl, als ob der Mann ein Heiliger wäre, zu dem man nur nicht betet, weil die Religion verbietet, Menschen anzubeten."

„Und so im Geiste, wie ich vor Ihnen kniee,"

sprach der junge Mann leise „können Sie vor mir nicht knieen?“

„Nein,“ schluchzte Lilly, zum Tode betrübt, „und deshalb kann ich ihre Frau nicht werden.“

Er erhob sich, blaß, ernst, männlich.

„Meine theure Lilly,“ sprach er, „vergeben Sie mir den Schmerz, den Ihnen diese Stunde bereitet. Die Art, wie der Schlag geführt wird, der uns eine Wunde schlägt, ist nicht gleichgiltig für die Wunde. Ich danke Ihnen für Ihr schwesterliches Gefühl. Leben Sie wohl, Lilly — und wenn manchmal Ihre Gedanken zu mir zurückkehren, denken Sie gütig an den Mann, der stolz davon träumte, sein Leben Ihnen zu weihen.“

Seine Stimme versagte, er wandte sich und wollte gehen.

Sie lief ihm nach, sie faßte seinen Arm.

„Herr von Marthoff“, rief sie weinend, „verzeihen Sie mir. Aber ich kann einmal Ihre Frau nicht werden. Und nicht wahr, Sie bleiben mein Freund Sie kommen nach wie vor zu uns.“

„Ihr Freund — ja! Bis zu meinem letzten Augenblick. Aber Sie wieder sehen — nein, Lilly, das geht zunächst über meine Kraft. Vielleicht — später — — Leben Sie wohl.“

Er riß sich los, er ging hinaus, die Thür fiel ins Schloß, sein Traum von Glück war aus. —

Drunten unter dem Portal rannte der Meister mit ihm zusammen. Aber er ging nach kurzem Gruß schnell vorüber. Erstaunt sah Meister Stephan ein Weilchen ihm nach, das bleiche Gesicht, die zerstörte Miene des jungen Lieutenants fiel ihm sehr auf. Nachdenklich stieg er die Treppe hinauf. Oben fand er Lilly im Salon in Thränen.

„Hier wird geweint?" fragte der Meister beklommen, „was hat es gegeben?"

Lilly hatte das Taschentuch an die Augen gedrückt und klagte weinend:

„Ich sollte wohl gar nicht davon sprechen — aber es bricht mir das Herz — Meister, Sie schweigen gegen Jedermann davon — aber ich konnte wirklich Marthoff nicht heirathen."

Auch über den edelsten Menschen triumphirt einmal der Egoismus. Meister Stephan machte ein sehr mitleidslos glückliches Gesicht.

„So," sagt er mit scheinbarer Derbheit, „die Kleine hat dem braven Jungen einen Korb gegeben! Lilly, man könnte das von einem vermögenlosen Mädchen eine Dummheit nennen, der Lieutenant ist ein Mensch von höchstem Charakterwerth, nebenbei von altem Adel und reich. Hübsch ist er auch und Fräu=

lein Lilly haben zehnmal erklärt, sie würden nur einen schönen Mann heirathen."

„Ich weiß," sprach Lilly, sich die Augen trocknend, „daß Marthoff ein ganzer Mann ist — eben deshalb thut es mir ja so leid. Aber erstens ist er viel zu jung und zweitens kommt er mir wie meines Gleichen vor, während mein Mann . . ."

„Nun, während Dein Mann?" sprach der Meister nach.

„Doch der klügste, beste, größte, liebste Mensch auf Erden sein muß. Auch würde ich immer, wenn ich Marthoff's Frau geworden wäre, bei jeder Gelegenheit mich gefragt haben: was sagt der Meister hierzu und was denkt er davon? Ich lebte in steter Furcht vor Ihrem Urtheil und könnte es nicht mehr so oft erfragen, weil das doch wieder Marthoff übel nähme," erklärte Lilly.

„Wenn ich nicht so sehr häßlich wäre . . ." hob der Meister langsam an.

„Häßlich?!" schrie Lilly auf und sah ihn an; er konnte die kritikloseste Zufriedenheit mit seinem Gesicht in ihren Augen lesen.

„Würde ich zur Bequemlichkeit von Fräulein Lilly vorschlagen," fuhr der Meister mit erkünstelter Behaglichkeit fort, „daß sie mich heirathet, da kann sie immer mein Urtheil aus erster Hand erfahren."

„Ich . . .“ stammelte Lilly, sich mit beiden Händen an die Schläfen greifend, „ich . . . armes dummes Mädchen — o Meister — o nein — o ja . . . ach Gott!“

„Lilly,“ schrie er glückselig und nahm sie in seine Arme, „Kind — schau mir nur in die Augen — ich liebe Dich, Kleine — und Du? Sag's mir nur — der Meister ist Dir doch der liebste Mann — Du nimmst ihn?“

Sie sah ihn nur an, sie sprach kein Wort mehr — sie sah ihn an geblendet, trunken, ungläubig. Er küßte ihren lieben Mund, mit anderm Kuß als wie wohl ehedem. Da rann ein Schauer durch ihren jungen Leib.

„Stephan!“ stammelte sie. Und in ihren Kinderaugen entzündete sich die Flamme einer starken Leidenschaft.

„Meine Müllerin — meine Meisterin!“ jubelte der Meister. Er hob sie empor in die Luft und setzte sie dann sorgsam nieder.

„Aber erlaubt Möhling es auch?“ lachte sie unter Thränen.

„Hexe Du — er wird Deine Schleppe tragen.“

Jetzt erschien auf der Schwelle des Nebenzimmers weinerlich das Kind.

„Ich habe das Album nun zehnmal besehen, Lilly, und Du rufst mich immer nicht. Auch gebe ich mir so viel Mühe, nicht zu horchen, aber ich habe doch gehört, daß der Meister Dich sehr viel geküßt hat," klagte der gewissenhafte Kleine.

„Wolf," rief Lilly, ihn in ihre Arme nehmend, und ihn dem Meister entgegenhaltend, „da — schau Dir den Meister an, er wird mein Mann! Mein Mann! Komm, wir wollen allen Menschen das Glück verkünden, dem ganzen Hause, der ganzen Welt — den bunten Sonnenstrahlen. Stephan wird mein Herr!"

Und jubelnd fiel der Meister Beiden zugleich um den Hals.

XV.

Einige Tage waren vergangen, seit das neue Ereigniß den Baron, Herbert und alle Welt in freudige Unruhe versetzt hatte. In verständiger Berathung zwischen dem Meister, dem Baron und Herbert war beschlossen worden, Frau Helene zu berufen, damit diese Mutterstelle an der jungen bräutlichen Schwester vertrete, die Aussteuereinkäufe mit ihr besorge und sie dann für eine Weile wieder mit sich zurückführe nach Bergedorf an der Bille, woselbst im Monat Juni ein Hochzeit gefeiert werden sollte, still und klein und doch königlich.

Herbert saß eines Abends und las die Antwort seines Schwagers Heinrich auf die betreffenden Briefe.

„Mein Weib Helene," schrieb der Selbstherrscher aller höheren Töchter von Bergedorf an der Bille, „wird ihre Pflichten als Schwester an dem mutterlosen Mädchen erfüllen, wenngleich diese Pflichten mit denen als Gattin in Kampf treten, insonderheit beträchtlich des Umstandes, daß unser neues Pensionat,

welches mit Gotteshilfe lebhaften Zuspruchs aus den angesehensten Familien sich erfreut, ihrer Oberaufsicht schwer entrathen kann. Mein Weib Helene wird am Sonntag, hoffentlich gesund, bei Euch eintreffen. Unserm neuen Schwager, dem werthgeschätzten Herrn Professor Stephan Müller, sage von mir, daß ich ihm mit Nächstem über Charakter, Behandlungsmethode und lobenswerthe Eigenschaften Lilly's eingehend schreiben werde, und daß ich nicht zweifle, sie werde, Dank der von mir ihr zugewandten Sorgfalt, eines Tages eine ebenso wackere Hausfrau werden, wie mein Weib Helene. Die Absicht, Lilly noch für zwei und einen viertel Monat zu uns zu senden, kann ich nur als löblich erwähnen. Der verehrte Herr Schwager soll gewiß sein, daß Lilly bei uns auf den heiligen Stand der Ehe würdig vorbereitet werden wird.

Das Wort: „der Herr behütet die Einfältigen" hat sich an Lilly wahr erwiesen, danken wir Gott, daß er ihr sobald einen lebenslänglichen Berather gegeben, und möge er sie vor dem Hochmuth bewahren, den ihr Glück in ihrer Seele erregen könnte."

„Welche Natur muß unsere Kleine haben", dachte Herbert, „daß diese Erziehung sie nicht umgebracht hat!"

Er wollte eben anfangen, seinem theuren Schwager das höchst taktlose Beginnen schriftlich auszureden, dem

Meister eine Charakteristik und Erziehungsmethode für seine Braut vorzulegen, da der Meister seine kleine Lilly des Genauesten kenne und sie vortrefflich zu nehmen wisse, als es an seine Thür pochte.

Roderich trat ein, er trug eine mächtige Rolle unter dem Arm. Seit vielen Tagen hatte Herbert immer vergebens an seine Kammer geklopft und schon mit Stephan gesprochen, daß man ihm doch mit Gewalt das geraubte Bild werde abnehmen müssen. Nun kam der arme Mensch in dunkler Abendstunde von selbst, Herbert sah sofort, daß es nur ein großes, aufgerolltes Bild sein könne, was Jener unter dem Arme trug. Aber er hütete sich, ein erstauntes Wort zu sagen.

„Sieh da, einmal wieder Freund Roderich! Willkommen nach langen Tagen!“ rief er heiter.

„Die große Stunde ist da“, sprach Roderich, der inmitten des Zimmers stehen blieb. „Mein Prometheus ist vollendet!“

„Ich gratulire, gratulire von Herzen. Bist Du gekommen, mir die Freude zu machen, mir etwas daraus vorzulesen?“ fragte Herbert herzlich. Er war überzeugt, daß er dann beunruhigenden Wirrwarr zu hören bekomme, aber er als Arzt hoffte dann auch genauer beurtheilen zu können, bis zu welchem Grad die geistige Gestörtheit des Armen gehe.

„Nein“, sprach Roderich mit großem Pathos, „ehe ich der rohen Welt mein Werk mittheile, soll meine Königin es kennen. Ich will zu ihr gehen. Du aber nimm dies in Deinen Schutz. Du hast Dich mir als Freund bewiesen, so lange ich arm und klein war. Im Morgenroth meiner Größe will ich Dir den Beweis geben, daß ich nicht undankbar bin — nimm hier das erhabene Unterpfand meines Vertrauens. Bewahre mir dies Bild, bis ich, gekrönt von ihr, heimkehre.“

Herbert hörte mit peinlichstem Gefühl zu. Er nahm die Rolle — ihm war's, als rinne Feuer durch seine Adern. Sie stand vor ihm auf — ihr Schatten!

„Ich will es bewahren“, sprach er. „Aber den thörichten Gedanken, zu ihr zu gehen, gieb auf — sie ist weit von hier — — nach — Italien.“

„Du willst mich belügen. Sie ist in Wolfsburg, Du hast es einmal selbst gesagt. Und ich habe vor ihrem Hause gewartet, viele Tage und jeden Tag stundenlang, bis der Diener einmal herauskam, der mir damals ihre göttliche Gabe brachte. Er erkannte mich wieder und gab mir willig Auskunft über den Aufenthaltsort seiner Herrin und wie man dahin gelange.“

Herbert sah, daß das Gedächtniß des Unglücklichen stellenweise doch sehr klar war.

„Aber zum Reisen gehört Geld“, hob er an, „das wirst Du nicht haben.“

„Und Du würdest es mir nicht geben“, setzte der Andere merkwürdig ruhig hinzu. „Das verzeihe ich Dir — Du bist neidisch auf meine Größe, die sie zu meinen Füßen führen wird. Aber ich habe Geld — aus meinem Frohndienst bei dem Professor habe ich's erspart.“

Herbert schritt in großer Erregung auf und ab. Niemals durfte dieser Mann mit Hanna in Berührung kommen, ein unglücklicher Zufall konnte ihr dann verrathen, was ihre ohnehin tief erregte Seele schwer verletzen mußte. Und wenn er sie in Wolfsburg aufsuchte, konnte ein Zufall, ein Bild des Barons oder was auch immer, ihm die Wahrheit enthüllen, er aber würde nicht im Stande sein, ihr den Grund seiner dann erfolgenden Zorneswildheit zu verbergen.

„Du darfst die Baronin nicht sehen“, sagte er mit starkem Nachdruck, „es giebt Gründe . . .“

„Es kann keine geben, welche mich zurückhalten“, erklärte Roderich fest.

Diese eiserne Ruhe, so ungewohnt an ihm, erregte Herbert immer mehr.

„So sei das Aeußerste versucht, Dich von Deinem wahnsinnigen Unternehmen zurückzuhalten: Das Weib,

welches Du mit Deiner erhitzten Phantasie liebst, ist das Weib — Deines Vaters."

„Der Baron ist . . ." stammelte Roderich, aschfahl werdend.

„Dein Vater! Du siehst ein, daß Du Dich dieser Frau niemals nähern kannst, ohne die Gefahr, ihre vornehme Seele tödtlich zu kränken; denn wenn sie die Wahrheit wüßte, würde sie jedenfalls darunter leiden. Es ist für eine Frau so peinlich, über den Gatten erröthen zu müssen. Wenn Du sie also liebst, entsage dem Glück, aus ihrem Munde Dein Urtheil zu empfangen. Sprechen kann sie es Dir ja doch — gieb Dein Buch, meine Schwester soll es ihr senden — sie wird Dir gütig schreiben."

Roderich hatte die Hände vor sein Angesicht geschlagen. So verharrte er lange. Dann hob er stolz, mit flammenden Augen, das Haupt.

„Das Geschick will es also," rief er, „sie soll dennoch mein werden! Ein Unwürdiger ist ihr Gatte, ein Mann, von dem ich Alles fordern darf, denn er ist mir Alles schuldig. Ich werde nicht fordern, ich werde gleich nehmen. Als ihr Befreier will ich zu ihr gehen — mein sei sie, mein — einer Welt zum Trotz!"

Entsetzt über diesen Erfolg seiner Worte, der ganz

anders war, als er ihn erwartet hatte, trat Herbert dem Freunde in den Weg.

„Ich beschwöre Dich," flehte er fast, „schone die Ruhe eines unglücklichen Weibes, welches in die Einsamkeit floh, um den Frieden zu suchen."

„Also unglücklich — unglücklich ist sie?" rief Roderich glühend. „Ha — Dein Glück kommt — weine nicht mehr!"

Mit einem Stoß, der Herbert taumeln machte, riß er sich los und floh hinaus. Herbert ihm nach — umsonst, er hatte schon die Straße gewonnen.

Keinen Augenblick war Herbert in Zweifel, was er zu thun habe. Es schlug zehn Uhr, er aber nahm doch Hut und Mantel und stand zehn Minuten später athemlos vor dem achselzuckenden Just.

„Ich muß den Herrn noch sprechen!"

„Unmöglich — der Herr Baron haben sein Podagra und schlummern schon. Warten Sie gütigst, Herr Doktor, das Fräulein ist mit dem Herrn Professor bei Fräulein Prätorius, sie wird bald zurückkommen. Sie wird morgen früh Ihre Bestellung gleich ausrichten."

„Ich bestehe darauf, dem Herrn Baron selbst im Bett gemeldet zu werden," beharrte Herbert, aber Just blieb bei seinem „unmöglich."

„So trage ich selbst die Verantwortung," rief

Herbert und schritt einfach die Treppe hinauf, öffnete die ihm zufällig bekannte Thür und trat ohne Weiteres in das Schlafzimmer des Barons.

Mattes Licht, welches durch das roth gefärbte Glas des Zifferblattes einer Nachtuhr fiel, gab ein wenig Helligkeit in dem Raum. Der Baron lag nicht schlummernd, wie Just meinte, sondern vom Podagra geplagt, wachend in übelster Laune in seinen Kissen.

„Zum Donnerwetter, Kerl, hab ich Dir nicht verboten — Pardon Sie sind es — Doktor, alle Teufel, Sie unangemeldet Nachts in meinem Schlafzimmer?" stöhnte der Baron.

„Es ist eben zehn Uhr," sprach Herbert, auf das leuchtende Zifferblatt weisend, „also zu anderen Zeiten, wenn Sie eben kein Podagra haben, noch früh am Tage für uns. Just wollte mich nicht melden, er vertheidigte Ihre Ruhe mannhaft, ich allein lud das Wagniß auf mich, Sie zu stören."

„Doch hoffentlich nichts passirt?" fragte der Baron kläglich. „Doktor — bin nie neugierig auf was Unangenehmes — nichts für ungut — Sie hätten sich bis Morgen gedulden sollen. Au — das verfluchte Podagra — schade, daß es nicht in Ihre Spezialität gehört. Sie hülfen mir sonst wohl davon?"

„Ich muß doch mit der Sprache heraus," sagte Herbert, sich gegen das Fußende des Bettes lehnend;

„es ist allerdings eine sehr unangenehme Sache. Sie erinnern sich des armen Roderich — dieser halbirre Mensch hat eine Art von Liebe zu der Frau Baronin gefaßt, eine solche wilde Traumliebe, wie Poeten oder Verrückte sie allein in ihrer Seele ausbrüten können. Roderich ist halb Poet, halb verrückt. Er sprach Absichten auf die Ruhe und das Leben der Frau Baronin aus, welche ich für so gefährlich hielt, daß ich, um sein Zusammenkommen mit ihr oder Ihrer Familie, oder Ihnen selbst, Herr Baron, zu verhindern, ihm sagte, ich glaube, Sie seien sein Vater."

„Zum Kukuk", rief der Baron, „das ist fatal! Da wird der Mensch kommen und mir Szenen machen — Na — es ist mir nur lieb, daß diese Sache in Hanna's Abwesenheit passirt — dann wird die Luft klar. Wär' mir doch äußerst peinlich, wenn sie davon erführe. Lassen Sie ihn nur kommen — auf Geld soll's mir nicht ankommen. Die Nachricht hat den Armen doch wohl kurirt? Hören Sie mal, Doktor — Sie sind also nicht blind zu machen, haben damals gleich die Wahrheit gemerkt?"

„Leider," versetzte Herbert düster, „hat meine Offenheit den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Roderich ist mir entflohen, um die Reise nach Wolfsberg anzutreten; er glaubt das Recht zu haben, die Baronin für sich zu gewinnen."

„Ist er verrückt?“ schrie der Baron wüthend.

„Ja wohl, er ist es. Und deshalb bin ich hier, Sie aufzufordern, daß Sie unverzüglich nach Wolfsberg reisen. Roderich hatte zwar Geld, wie er sagte, aber es kann nur wenig sein, außerdem ist er sehr unpraktisch. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie heute Nacht oder morgen früh reisen, Sie vor ihm anlangen werden. Außerdem könnten Sie an den Verwalter Ihres Hauses eine Depesche senden, welche ihm verbietet, einen Mann von dem und dem Aussehen einzulassen,“ sagte Herbert, der schon Alles überdacht hatte.

„Ich danke Ihnen,“ murmelte der Baron, „ich danke Ihnen sehr, Doktor, Sie sind meine Stütze. Ja — ja, die Depesche wollen wir machen. Aber reisen — zum Kukuk noch mal — wenn mich gleich nicht das Podogra plagte, thät' ich mich sieben Mal besinnen. Doktor — in meinen Jahren scheut man die Ungemüthlichkeit solcher schleunigen Reisen. Aber bei meinem augenblicklichen Zustande könnte es gar nicht angehen. Eine Depesche genügt.“

„Ich fürchte, nein,“ sprach Herbert dringend. Der Baron sah nachdenklich auf das Zifferblatt der Uhr.

„Halb elf — in zehn Minuten geht der Zug nach Berlin — es wäre unmöglich. Mir ist es auch morgen früh unmöglich. Aber Sie, Doktor — Sie

können reisen, morgen früh . . . eine famose Idee — Sie kennen den armen Roderich — Sie kennen die Baronin — Sie werden kraft Ihrer Stellung als Arzt da Befehle sprechen können, wo ich nur bitten dürfte. Sagen Sie nicht nein. Ihre Patienten müssen einmal zwei Tage ohne Sie leben."

Herbert schloß die Augen. So sollte er sie wiedersehen, sie verfolgen bis in die Einsamkeit, sie, die vor ihm dahin entflohen? Ihre Ruhe wieder stören?

„Wenn Sie morgen früh um sechs Uhr von hier reisen, sind Sie um elf Uhr in Berlin, nehmen den Schnellzug nach Danzig, kommen dort um Mitternacht an und haben vielleicht noch in der Nacht Gelegenheit, nach Lauenburg zu kommen, von wo Sie andern Tags Wolfsberg mit einem Fuhrwerk in zwei starken Stunden erreichen. So eine anstrengende und theure Reise kann der arme Teufel, mein ich, gar nicht zurücklegen."

Sie wiedersehen! War dies ein Wink, sollte er einen schweren Weg gehen — den Weg zur Wahrheit? Um ihr nicht mit Worten, aber durch Blick und Ton zu gestehen: ich habe Dich nie geliebt — verzeihe mir, wenn Du vermagst? Und sie — würde ihn dann — verachten. Seine Seele wand sich unter dem Gedanken: verachtet zu werden von einem Weibe, das ihn geliebt, ist schwere Schmach für einen Mann. Aber dann konnte sie genesen. Und er sollte sie vor einer

Gefahr behüten — da gab es kein Besinnen. Er rang einen kurzen, bitteren Kampf mit seiner Eitelkeit, welche ihm sagte: wenn Du wahr sein wirst, wird Dich ihr Haß treffen. Aber er siegte. Er hob das Haupt und sprach ruhig:

„Ich betrachte dies als eine Gelegenheit, einen Theil meiner Schuld an sie und ihr Haus abzutragen: ich werde reisen.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Stunde drückte sich ein einsamer Mann, den nicht fror, ob er gleich nur einen einfachen Rock trug, in eine Koupee-Ecke und sah stumm in die Nacht hinaus, welche der Schnellzug nach Berlin durchraste. Nach vierstündiger Fahrt verließ er auf dem Anhaltischen Bahnhof den Zug, durchfuhr in einer Droschke die im Schlummer ruhende Weltstadt, und fand auf dem Stettiner Bahnhof den Zug nach Danzig, wo er sich abermals in eine Wagenecke drückte. Die ganze Nacht saß er so, unbeweglich, in den Augen das stillglühende Licht immer des einen, selben Gedankens. Am Nachmittag andern Tags in Danzig wechselte er zum zweiten Male den Zug. Er that kurze nöthige Fragen und kam sicher wieder in den Zug, der von Danzig nach Stettin fuhr. An der Station Lauenburg entstieg er jedoch dem Wagen. Er hatte unterwegs mit Niemand gesprochen und auch

nicht auf die Gespräche der Mitreisenden geachtet, welche Alle sehr besorgt von dem Sturm sich unterhielten, der gewaltig aus Nordosten blies. Da der Mann den Zug verließ, fühlte er eine plötzliche große Schwäche — er hatte seit vierzehn Stunden nichts mehr gegessen. Eine Weile besann er sich, dann holte er aus der Tasche seiner dürftigen Weste ein Geldstück. Es war ein Thaler — sein letztes Geld. In die Bahnhofsrestauration eintretend, begehrte er Wein und warf seinen Thaler auf den Tisch.

Er trank und trank, still saß er, eine Stunde wohl, bis der letzte Tropfen geleert war. Dann erhob er sich, ein wenig taumelnd und sprach:

„Ich will nach Wolfsberg gehen, zeigen Sie mir den Weg."

„Herr, es sind mehr als drei Stunden Wegs", antwortete der Kellner. „Es wird dunkel, ehe Sie dahin gelangen."

„Zeigen Sie mir den Weg."

Und der Kellner wies ihn auf eine Straße, an deren Ende solle er weiter fragen. So wanderte der Mann mit großen träumerischen Schritten davon und an jedem Weg, wo er Menschen fand, fragte er:

„Ich will nach Wolfsberg, zeigen Sie mir den Weg." Unverdrossen kehrte er um, wenn er irre gegangen, unverdrossen schritt er durch den Koth der

aufgeweichten Landstraße. Immer seltener ward es, daß ihm ein Mensch begegnete, und zuletzt konnte er Jemand um die Richtung befragen, als der Weg sich gegen einen Wald erhob, der sich, sanft emporsteigend, auf einer Höhe des welligen Landes nach rechts und links ausbreitete, soweit das Auge reichte. Man sagte ihm, daß er der Straße folgen solle, die hügelan steigend gerade den Wald durchschneide, jenseits werde er Wolfsberg schon vor sich liegen sehen. Und dann traf er Niemand mehr.

Aber Roderich wanderte nicht allein. Ueber ihm, neben ihm, ihm entgegen tobte ein rasender Gesell: der Sturm. Er trieb die Luft so stark dem einsamen Mann entgegen, daß es schien, als werde sie ein körperlicher Widerstand, einer Mauer gleich, die er mit aller Kraft zurückweichen machen mußte. Er kämpfte um jeden Schritt vorwärts. Krachend und knarrend schüttelten sich die laublosen Kronen der mächtigen Buchen des Waldes, sie wehrten sich gegen die enge Berührung mit ihren Nachbarn, aber der Sturm hatte seinen Willen: er schlug knatternd ihre vieläſtigen Häupter zusammen, und wenn sie wieder auseinander-fuhren, prasselten die dürren Aeste herab, welche in der kurzen heftigen Umarmung gebrochen waren. Zuweilen hielt der Sturm sekundenlang seinen Athem

an, dann setzte er wieder ein, mit langgezogenem fürchterlichen Heulen.

Der Märzsturm donnerte durch die Lüfte und ließ die Herzen der armen Küstenbewohner bang erbeben. Drinnen im Land deutet sein Brausen auf kommende Schönheit, hier am Meeresufer verheißt er immer Gefahr.

Roderich durchwanderte den Wald. Ein heller Schein verkündete die Grenze desselben und da, oben auf der Höhe der Wellenlinie, welche sich von Ost gen West erstreckte und die schmale Küste vom Binnenland schied, trat er wieder unter den freien Himmel. Der letzte Schimmer des scheidenden Tages genügte, um die Gegend überschauen zu können. Sie war so einfach, so bald zu überschauen. Der Weg fiel ziemlich schroff hinab in eine weißsandige, kleine Ebene, welche dadurch, daß die Höhenlinie, auf welcher der Wanderer nun stand, eine halbe Meile östlicher und eine viertel Meile westlicher ganz nahe an das Meer herantrat, zu einem halbrunden Thalkessel gestaltet ward, welcher gegen das Meer hin von einer hohen Düne beschützt schien, wenigstens sah man eine langgestreckte, gelbweiße Linie und hinter dieser Linie eine unendliche, schwarzglänzende, wühlende Fläche — das Meer!

Und auf diesem sandigen Erdenfleck hatte sich um

eine kleine, alterthümliche Burg, welche ihrerseits inmitten dieser Sandebene auf einer Erhöhung lag, ein Dörfchen angesiedelt; etwa zwei Dutzend armseliger kleiner Häuser, deren Bewohner zumeist das Fischerhandwerk betreiben mochten. Die Burg, ein mäßig hoher runder Thurm von beträchtlichem Umfang, hatte einen modernen Anbau, der in seiner einstöckigen Façade regelmäßige Fenster zeigte.

Jeden Herbst pflegte der Baron hier vier Wochen mit seiner Familie zu leben und mit seinen Freunden in den Wäldern zu jagen.

Roderich schaute lange mit glänzenden Augen hinab. „Ich komme," murmelte er und schritt weiter.

Die Sonne, welche sich hinter zusammengeballten Wolkenmassen verbarg, versank. Unheimlich schnell brach die Nacht herein. Der Sturm heulte gewaltiger auf. Es war vollständig finster, als Roderich das Dörfchen erreichte.

Hier herrschte nicht die weltverlorene Ruhe, die man hätte erwarten können. Der Sturm rüttelte die Menschen auf: die männliche Bevölkerung des Dörfchens rüstete sich zur Nachtwache auf der Düne. Hier, wo der Mensch und die Elemente in ihrem Schaffen zusammentreffen, giebt es keine Wehr und keine Waffe gegen den Sturm und das Meer — es giebt nur Eines: Wachsamkeit!

Mit schweren Thranstiefeln, die ihnen bis an die Hüften reichten, mit getheerten Lederkappen auf den Köpfen, stapften die Aeltesten des Dorfes durch die Gassen und pochten an die Holzläden, welche die kleinen Fenster verwahrten. Sie kamen auch an die Pforte der Burg und forderten die männlichen Bewohner auf, ihre Pflicht zu thun.

Der Beschließer und sein Knecht, welche in Folge des heute früh erhaltenen telegraphischen Befehls, den ein Bote von der nächsten Station gebracht, den ganzen Tag den Eingang bewacht, wußten, daß hier kein Zögern gelte. Die Dünenwache! Das Wort glich ehernem Gebot für Jeden, der hier sein Haupt zur Ruhe zu legen das Heimathrecht hatte. Die Dünenwache! Der Beschließer und sein Knecht verließen ihren Posten — wer konnte noch kommen in dieser Nacht und in diesem Sturm!

Still lag die Burg da, umbraust vom Windgeheul.

In wenigen ihrer Fenster entzündete sich Licht, ein schwaches Licht, welches schwankend hinauszitterte in die Finsterniß. Ein Mann umschlich den finsteren Bau, der, selbst wenn die niederen Gebüschanlagen grünten, die ihn umschlossen, doch traurig aussehen mußte. Ein riesiger Wolfshund, der an eiserner Kette festlag, schlug mächtig an, er sprang wie rasend an seiner Fessel hin und her. Aber der Sturm verschlang das Klirren seiner

Kette auf dem Steinpflaster, verschlang sein Heulen. Und der Mann ging vorsichtig aus dem Bereich des wüthenden Thieres, er schlich sich um den Thurm und gelangte an die der Düne zugewendete Seite des Anbaues. Derselbe war hier durch eine Terrasse verziert, zu der einige Stufen emporführten; man mochte von hier geradeswegs zur Düne und zum Meer gelangen können.

Roderich schritt die Stufen empor, sein Tritt hallte wider von dem hölzernen Boden der Terrasse, aber der große Lärm in der Luft ließ die kleinen Geräusche, welche schwache Menschenfüße hervorrufen können, nicht laut werden. Aus zwei hohen Thürfenstern fiel Licht. Roderich trat erst an das eine Fenster — es war von drinnen durch einen dunklen Vorhang verhüllt. Er trat an das andere: hier hatte eine Hand den Vorhang zurückgeschoben, vielleicht war Jemand drinnen an das Fenster gegangen, um in den Aufruhr der Elemente zu schauen. Roderich drückte gierig sein Gesicht gegen die Scheiben, er sah mit wahnsinnig-trunkenen Blicken auf das schöne Weib, um dessenwillen er hier war.

Hanna befand sich ganz allein in einem großen Gemach. Ihre alte Dienerin Maria hatte zuvor eine Lampe auf den Tisch gestellt, der mitten im Zimmer sich befand und den mehrere braune Lehnsessel umstanden. Den Fenstern gegenüber waren große Flügel-

thüren in der Wand, sie führten in die Halle der Burg. An den schmalen Wänden rechts und links standen große alterthümliche Eichenmöbel, Schreine und Schänktische. Hanna saß in einem der Lehnsessel mitten im Zimmer, sie hatte den Ellbogen auf eine Armlehne gestützt und das geneigte Haupt gegen die erhobene Hand gelegt. Sie trug ein rothes, weiches Gewand, welches sich in schweren Falten um sie legte und reich zum Boden hinabfloß. Ihre linke Hand ruhte herabhängend auf dem rothen Stoff, wie ein weißes Blumenblatt auf blutigem Grund. Sie sah sehr müde aus und sehr leidend, so müde, wie Jemand, der zuviel gedacht, und so leidend, wie Jemand, der nicht mehr hofft zu genesen. Dachte sie auch jetzt, oder lauschte sie dem Tosen des Orkans, der die Musik des dumpfen Brandens des Meeres zu ihr herübertrug? Oder lauschte sie dem kurzen, unregelmäßigen Schlage des eigenen Herzens? Unbeweglich saß sie, wie eine Schlafende.

Und immer ruhte ein funkelnder, unheimlicher Blick auf ihr, der durch das Glas der Thürfenster kam. Sie fühlte allgemach diesen magnetischen Blick, sie bewegte sich, sie hob das Haupt und wandte es dem Fenster zu. Schreckensstarr ward ihr weißes Angesicht, der Schrei der Furcht erstarb auf ihren geöffneten Lippen. Wie gelähmt saß sie und schaute auf

das verzerrte, unheimliche Gesicht, auf die Männerhand, die ihr zuzuwinken schien. Und langsam erkannte sie ihn. Jäh schoß ihr eine Blutwelle zum Haupt — sein Freund, sein Freund! Eine Botschaft, vielleicht von ihm! Er kam ihr nach in die Einsamkeit — er ließ sie nicht. Das Recht, das heilige Recht der Liebe trieb ihn ihr nach und er sandte ihr durch diesen die Botschaft seines Nahens.

Sie erhob sich, sie wankte zur Thür, hinter welcher der Mann lauerte. Ihre Gestalt war noch schmaler geworden, man sah es jetzt, da sie mühsam, im lang nachfließenden Gewand, einherschritt. Das Schloß knackte, mit einem Schrei drängte sich Roderich zur Thür hinein. Taumelnd im Windstoß, der mit ihm durch die Thüröffnung drang, fuhr Hanna zurück. Nun standen sie einander gegenüber, nun lag er zu ihren Füßen und küßte ihr Gewand.

Mit zitternden Händen entzog sie es ihm.

„Was ist Ihr Begehr — wer sendet Sie?“ stammelte sie. Ihre großen Augen, die Augen der Schwermuth ruhten in Todesangst auf ihm. Er sprang empor.

„Wer mich sendet?“ rief er flammend, „ein Gott, der mich zu Dir, und Dich zu mir führen will. Ein Gott, der mich ein Werk vollenden ließ, welches mei-

nen Namen und den Deinen vereint hineintragen wird in die Unsterblichkeit. Nimm, hohes Weib, und richte!"

Er zerrte sein Manuskript aus seiner Brusttasche und wollte es in ihre Hände legen. Entsetzt wich sie zurück.

„Keine Botschaft — Sie bringen mir keine Botschaft?" sprach sie mit vergehender Stimme, „was wollen Sie von mir?"

„Ja — hehre Botschaft," rief er, immer maßloser werdend, „hehre Botschaft! — Du bist frei."

Sie sah ihn an — selbst wie wirr.

„Frei!" fuhr er jauchzend fort, „denn der Mann, welcher bis jetzt Dein Gatte war, ist mein Vater — mein Vater, der mir Alles nahm, was ein Menschenleben schön und gut machen kann. Begreifst Du mein göttliches Recht, begreifst Du, daß ich Dich ihm nehmen darf?!"

„Wer sagt das. — ist es wahr — O mein Gott er phantasirt!" sagte Hanna. Sie suchte scheuen Auges die Thür zur Halle.

Er trat ihr in den Weg.

„Du kanntest die Geschichte meines Lebens; Du wußtest, daß ich meinen Vater suche. Ich habe ihn gefunden -— Herbert hat ihn mir verrathen — es ist Dein Gatte."

„Herbert!" schrie sie auf.

„Ja — er war neidisch — eifersüchtig — er wollte nimmer, daß ich mich Dir nahe, er sagte mir die Wahrheit, um mich von Dir fern zu halten — Thor er! Er mußte wissen, daß es mir nun Pflicht und Recht ward, Dich zu befreien. Nimm die Morgengabe meiner Liebe!"

Wieder wich sie vor ihm zurück.

„Er hat es gewußt — die Schmach — er hat es gewußt und geschwiegen — er hat mich angesehen — geliebt und doch geschwiegen!" flüsterte sie mit vergehenden Sinnen.

Mit den Augen und dem heißen Athem eines Raubthieres näherte Roderich sich ihr, er umfaßte ihre Hand, er sah ihr glühend in das Gesicht.

„Mein bist Du — mein! Weiche nicht in Furcht zurück — Du wirst glücklich sein. Ich liebe Dich — ich bin Dein Herr — ein Gott — ein Gott — ein Gott!" schrie er und wollte ihren schlanken Leib an sich reißen.

Mit der Kraft der Todesfurcht stieß sie ihn zurück. Sie floh an die Thür, sie faßte den Griff, sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die eichene Thürfüllung.

„Hinweg!" rief sie mächtig. „Wahnsinniger, was wagst Du? Hinweg — ich bin eines Andern!"

Noch einmal kam er zu ihr heran.

„Eines Andern!" keuchte er. „Ja — aber nur vor dem Gesetz. Mein! Mein kraft des Rechtes meiner Liebe!"

„Ich aber," rief sie, seine Hand zurückschlagend, „ich liebe Herbert!"

Er taumelte zurück. Sie lehnte ihr Haupt an die Thür — ihr Herz schlug — sie glaubte, es werde gleich zum Letzten schlagen. Es sauste in ihrem Kopf, die ganze Luft war mit Brausen erfüllt. Sie fühlte, sie habe ein Todesurtheil gesprochen — über den irren Mann? Ueber sich? . . . wer wußte das! Lange blieb es still, sie war zu ohnmächtig, um den Fuß zur Flucht zu heben.

Dann lachte er laut und gräßlich auf.

„Sie liebt Herbert! Hei — dem Sturm und dem Ozean will ich die Schmach erzählen." Er lachte wieder, er schaute sich wild um, wie Jemand, der auf der Flucht ist — er stürzte auf die Thür zu, durch welche er gekommen und riß sie auf. Heulend fegte der Sturm hinein. Die Lampe auf dem Tische flammte rauchend empor und erlosch.

„Sie liebt Herbert!" schrie er noch einmal und dann floh er hinein in die Nacht. Der Sturm drückte hinter ihm die Thüre wieder zu.

Hinunter die Stufen der Terrasse, planlos weiter, immer gradeaus. Plötzlich stand er vor einer hohen,

in der Nacht hell schimmernden Böschung. Die Düne. Sonst führte hier eine schmale Holztreppe zur Bequemlichkeit der Schloßbewohner hinauf, der Sturm hatte sie ganz mit Sand überschüttet, die Nacht verhüllte ihre Spuren. Hart an der Düne war in ihrem Schutz Ruhe vor dem Sturm. Aber er toste droben und drüben, er donnerte mit dem Meer um die Wette. Mit Händen und Füßen klomm Roderich an dem rinnenden Sand hinauf, immer wieder sank er zurück, immer heftiger ward seine Wuth über das Hinderniß. Empor! Hinauf! Es dem Ocean zu erzählen, daß sie Herbert liebt! Und endlich stand er oben. Aber seine Kräfte waren zu Ende. Er sank zu Boden, kroch weiter und kam in Gefahr, jenseits den Abfall der Düne hinabzurutschen. Er klammerte sich fest an, er fand einen Sitz und ruhte heiß athmend aus. Sein Haupt befand sich in gleicher Höhe mit dem Kopf der Düne — meerwärts gewandt saß er so und lachte in die furchtbare Nacht hinein. Die bleiche Mondsichel ward blitzgleich zuweilen sichtbar, dann fuhr die wilde schwarze Wolkenjagd wieder über sie dahin. Schnell verzitternd huschten silberne Strahlen über die großwogende, schwarze, dräuende Fluth. In Stößen zog der Sturm gegen das Land, er peitschte die Wogen vor sich her, er warf sie wild, donnernd gegen den Strand, daß sie an der Düne emporleckten und daß

aus ihnen, wie weiße Flammen, schaumiger Gischt herausspritzte. Rastlos — immerzu. Hohl brausten sie her, klatschend schlugen sie an, lautlos leckten sie zurück; und immer wieder dasselbe übermächtige Spiel im langsamen Dreitakt. Aber immer lauter ward ihr Gebrüll, immer höher schwoll ihre Fluth.

Droben auf dem Dünenkopf schritten zwei Männer einander entgegen; sie trugen Blendlaternen im Mantel und wenn sie sich begegneten, ließen sie ihr armes Lichtlein sekundenlang schimmern, damit sie sicher an einander vorbei kamen.

Die Dünenwache! Eiserne, sturmgewohnte Männer, welche ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Habe bewachten. Lautlos wanderten sie droben, alle Stunden löften sie zwei andere ab. Diese Männer, welche die Düne kannten, wie ihr Vertrautestes, sahen den Einsamen nicht, der am Hang zum Meer gewendet hockte. Sie kannten jede Stelle an der Düne, welche vielleicht nicht stark genug war, dem Anprall der Wasser zu wiederstehen, und nur auf diese schwachen Punkte hatten sie all ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Roderich aber vernahm nicht im Orkan die schweren Tritte der Männer droben hinter ihm, er sah sich nicht um und sah ihre gespenstischen Schatten nicht. Er stierte mit lachendem Munde und glänzenden Augen in die Nacht voll

dunkler Gewalten. Er sprach oft mit lauter Stimme hinein in den Braus — nur die Elemente hörten ihn.

Und die Nacht zog weiter, der Sturm heulte gräßlicher, die Wogen rasten tosender heran. Der langsame Dreitakt hatte sich verloren, nicht mehr blieb der Riesenwelle Zeit, sich langsam zurücklaufend wieder der Fluth zu vermählen; schon überstürzte eine Woge die andere, daß ihre Schaumgipfel sich vereinten und vereint zerstoben. Zischend fuhr der weiße Gischt um die Füße des Irren. Er fühlte es nicht. Gewaltig kam eine Woge und zerrte an ihm. Er lachte und klammerte sich fest.

„Hei, Gesellen im Sturm — wollt Ihr mich necken? — auf zum Kampfe — Ihr oder ich!"

Noch einmal. Es rollte heran — riesengroß — wie eine blanke, schwarze, feuchte Mauer, es schlug klatschend auf den Dünenkopf, und als es grollend zurückrann in die Wasser, war der Platz an der Düne, wo zuvor der Mann gesessen, leer!

XVI.

Die Lampe war erloschen, Hanna sank schwer, des Bewußtseins verlustig, an der Thür nieder. Lange lag sie so. Da öffnete man von draußen die Thür, ihr Körper bildete einen Widerstand. Durch die geringe Spalte konnte aber die draußen stehende Person bemerken, daß es ganz dunkel in dem Zimmer war.

„Helf Gott — gnädige Frau Baronin . . .“

Hanna, aufgeschreckt durch den Stoß, den sie von der sich öffnenden Thür empfangen, regte sich. Ein leiser Klageton kam aus ihrem Mund. Die treue Maria da draußen lief nach Licht. Inzwischen raffte Hanna sich auf.

„Allmächtiger! — Was ist Ihnen — o meine Frau — sind Sie krank, Frau Baronin!“ jammerte die Alte zurückkehrend. Sie legte ihren Arm um Hanna und führte sie zum nächsten Sessel. Hanna sah sie hohl an. Sie fiel auf den Stuhl nieder

und blieb theilnahmslos in der Stellung, wie sie eben war.

„Was ist mit Ihnen geschehen — wer löschte die Lampe aus?“

„Ich will schlafen,“ sagte Hanna leise.

Die Alte schlug die Hände zusammen.

„Ach,“ klagte sie, „schlafen! Gnädige Frau, soll ich Ihnen hier eine Statt bereiten? Und dürfen die Magd und die Kastellanin und ich hier bei Ihnen bleiben? Alles Mannsvolk ist unter der Düne versammelt, sie fahren Sand zusammen, die Dünenwache ist droben. Es ist eine Nacht, daß man die Hölle auf Erden wähnt — wir sind allein und fürchten uns sehr.“

„Ich will schlafen gehen,“ wiederholte Hanna müde.

„Frau Baronin — nicht hinauf, allein in Ihrem Thurmzimmer! Ruhen Sie hier. Wir andern Drei wachen bei Ihnen — keins hat den Muth, zur Ruhe zu gehen. Hören Sie den Sturm?! Das Dorf kann in Gefahr kommen, sagt die Kastellanin. Hier oben haben wir nichts zu fürchten — aber die Armen im Dorf. Ach — wären wir nie in diese gräßliche Wildniß gegangen — Sie sind hier bleich und mager geworden,“ jammerte die Dienerin.

„Ich will schlafen gehen,“ sprach sie zum dritten Mal. Maria hatte nur noch zu gehorchen. Sie

führte ihre Herrin, welche mehrmals unterwegs zusammenbrach, die Treppe hinauf, die vom modernen Anbau in den ersten Stock des Thurmes führte. In der Halle standen die Kastellanin und die Magd, bang ihrer Herrin nachschauend. Sie hatten gehofft, diese schlimme Nacht mit der Herrin zu verleben, die ihnen und Niemand helfen konnte; aber der Schwache lehnt sich gern an Den, von dem er moralischen Muth erwartet.

Das große, halbrunde Schlafgemach hatte kleine Fenster, welche gegen das Meer sahen. Hanna's Bett stand an der graden Wand den Fenstern gegenüber. Es war sehr groß und breit, aus vergoldetem Holz, ein Prachtstück aus vergangenem Jahrhundert. Ein purpurseidener Baldachin krönte es, purpurne Vorhänge flossen rings um es herab. Am Tage schien beides, Vergoldung und Purpurseide, schon sehr verblaßt. Inmitten des Gemaches hing eine rothe Glasampel vom Plafond, in ihr brannte ein Licht, welches träumerische Helligkeit verbreitete.

Frau Maria zog ihrer Herrin das wollene Gewand aus und legte ihr einen weißen Schlafrock um, dessen zartes, mit Spitzen bedecktes Gewebe kaum ihren Nacken und ihre Arme verhüllte. Maria löste ihr das schwarzbraune Haar, eine lange, dichte Flechte, bis zur Hälfte aufgelöst, fiel ihr bis an die Taille herab.

Maria zog ihr auch die Schuhe aus und trug die weichen Pantoffel herbei.

Da sagte Hanna, die schweigend Alles mit sich geschehen ließ:

„Nun ist es gut — laß mich allein."

„Soll ich die Gnädige nicht erst zu Bett bringen?" bat Maria.

„Nein — gute Nacht."

„Gute Nacht — und Frau Baronin brauchen nur zu schellen, wenn Sie etwas befehlen — wir wachen diese Nacht alle Drei zusammen in der Halle."

Hanna nickte.

„Es ist gut!"

Schon war die Dienerin an der Thür, als der leise Ruf ihres Namens ihr aufmerksames Ohr erreichte.

„Maria!"

Sie kehrte um, sie trat wieder vor ihre Herrin hin. Mit einem wunderbaren, stillen Blick schauten sie die dunkeln Augen an — lange. Ihre Herrin sprach kein Wort, sie reichte ihr nur stumm die Hand. Ergriffen, und doch nicht wissend weshalb, neigte die Alte sich über diese Hand und küßte sie. Dann ging sie hinaus.

Hanna rührte sich lange nicht. Sie stand zuletzt auf, ging an ihren Toilettentisch und suchte sich

Schreibzeug und Papier. Mehrere Male hatte sie Beides in der Hand, ohne es zu bemerken. Sie kehrte an ihren vorigen Platz zurück, setzte sich und machte Anstalt, auf dem vor ihr stehenden Tischchen zu schreiben. Ihre Hand war so müde, sie hatte gar nicht die Kraft, eine Feder zu führen. Aber zuletzt ging es doch. Thränenlos verfolgte ihr Auge, was ihre Finger schrieben.

„An den Grenzen des Todes giebt es keine Lüge mehr. Herbert, ich habe Dich geliebt. Ich dachte um meines Kindes und um meines Gatten willen diese Liebe zu bekämpfen. Seit heute weiß ich, daß ich mich irrte, da ich mich verpflichtet glaubte, meinen Gatten zu ehren. Ich habe die Kraft verloren, weiter zu kämpfen; in Deinen Augen habe ich die Flamme der Liebe für mich brennen sehen; ich weiß, daß Du mir Deine Arme entgegenstreckst und ich hätte nicht mehr den Muth, mich Dir zu entziehen.

Ich bin zu schwach, um noch ohne Deinen Besitz zu leben, zu schwach, um mir Deinen Besitz zu erstreiten — zu stark, um vor meinem Sohn erröthen zu wollen! Ich sterbe. Herbert — ich küsse Deine Hand, welche mir den Tod reichte. Ich sterbe. Herbert — liebe mein Kind!

Weine mir keine Thränen nach. An den Grenzen des Todes giebt es keine Lüge: so wisse auch, daß

ich seit Jahren in meinem Herzen krank bin, so krank, daß mich vielleicht morgen ereilen könnte, was ich heute suche.

Lebewohl!“

Sie schloß das Blatt in ein Kouvert, mit ruhigen Händen, ganz sicher. Sie schrieb darauf:

„Maria, Du wirst diesen Brief finden — höre meinen letzten Befehl: gieb ihn eines Tages an Herbert Erhard und schweige!“

Sie legte das Kouvert auf das marmorne Tischchen neben ihrem Bett. An goldenem Kettchen trug sie an ihrem Hals ein Medaillon, sie zog es hervor, es enthielt das weiße Päckchen mit dem Opium, welches Herbert ihr gegeben. Sie betrachtete es lange, ruhig, stumm.

Ihr Geist schweifte noch einmal zurück in die Vergangenheit, mit fast visionärer Klarheit sah sie Alles, was sie Süßes und Schweres erlitten wieder vor sich. Diese Stunde war ihr barmherzig: sie hörte nicht das dämonische Geheul des Sturmes, der sich an den alten Mauern brach, nicht das donnernde Toben des Meeres. Sie sah und hörte nur zurück in die Vergangenheit. Und diese Stunde war ihr doch wieder nicht barmherzig: sie zeigte ihr nicht den Mann, von dem sie träumte, auf dem Wege, auf welchem er sich jetzt befand. Sonst hätte vielleicht die Schwach-

heit in ihr gesiegt und sie hätte nimmer mit lächelnden Lippen das weiße Pulver geschluckt. Sie wußte nicht, daß er zur mitternächtigen Stunde, ruhelos die Nachtrast verschmähend, weiter begehrte, weiter hin zu ihr, die er in Gefahr glaubte. Sie wußte nicht, wie er zornig, bittend, Gold verheißend, fast darum bettelte, daß man ihm ein Fuhrwerk stelle. Aber die böse Nacht brachte leicht Menschen, Thiere und Gefährt in Gefahr, man verweigerte es ihm lange, bis er gegen Morgen endlich einen Wagen fand, der ihn küstenwärts führte.

Nein, davon träumte ihr selig-unseliger Geist nichts. Sie lächelte und dachte seiner Blicke voll Liebesflehen. Sie lächelte und nahm das Pulver, welches er ihr gegeben. Ein unnennbarer Friede zog in ihr Herz. Aller Kampf, alle Sünde hatte nun ein Ende. Einer kam, vor dessen Majestät Alles zerfällt: der Tod!

Sie wartete auf ihn. Sie wartete, ob nicht Schmerzen ihre Nerven erbeben machen würden. Nichts — Ruhe, nur Ruhe, das Gefühl einer himmlischen, namenlosen Ruhe dehnte ihre Glieder. „Ich will schlafen,“ sagte sie. Kaum trugen ihre Füße sie bis zum Bett; sie streckte sich auf der purpurnen Decke hin. Die Wohtthat der Müdigkeit überfiel sie tief — immer tiefer. Fern erklang mystische Musik, wie

Orgelklang — wie Gesang von reinen, hohen Stimmen. Ihr ward zu Muthe, als fiele sie tief hinab, in einen bodenlosen Abgrund. Sie riß die Augen auf — da war ihr Bett — die rosige Lampe — die Lider fielen zu. Ein unirdisches Lächeln schlich um ihren Mund. Sie war — so — müde — das Herz schlug sanft und leise. Und sie sank und sank immer tiefer hinab in den Abgrund — — es schwindelte ihr — ein Athemzug — sie schlief — —

— — — — — — — — — — —

Die grause Nacht gebar einen fahlen, wilden Morgen. Stämme waren im Walde niedergestürzt, hatten andere halb mit sich gerissen und diese drohten nun jeden Augenblick nachzufallen. Rathlos stand im bleichen Morgengrauen Herbert mit dem Führer seines Wagens an dem Wege, da, wo derselbe in den Wald bog. Es war keine Möglichkeit, daran zu denken, daß man hier mit Wagen und Pferd durchkommen könne.

„Unser lieber Heiland mög' die armen Wolfsberger schützen," sprach der Mann, der in der Gegend kundig war, „bei dem Nordost sind sie in großer Gefahr. Sie sehen, Herr, ich kann Sie nicht weiter fahren. Wenn Sie denn mit Gewalt nach dem Wolfsberg müssen, versuchen Sie Ihr Heil zu Fuß."

Der Ort, wo sie lebte, in Gefahr — Herbert er-

bebte. „Ich muß nach Wolfsberg," sprach er, „so will ich denn zu Fuß vorwärts."

„Halloh!" rief der Mann, welcher seine Pferde am Zaum hielt, „da kommt was Menschliches durch den Wald."

Jetzt sah man es, zwei halbwüchsige Knaben waren es, sie liefen nicht, sie flogen daher. Der Fuhrmann wußte augenblicklich, was sie sollten. Er schwang sich auf seinen Wagen, ergriff die Peitsche und schrie den Knaben entgegen:

„Die Düne?"

„Ja — ja," keuchte der größere Bursche, „die Unseren können's nicht allein mehr zwingen — sie fürchten, daß die alte Stelle wieder durchbricht."

Der Mann peitschte auf die Pferde los, er wußte daß er die Feuerwehr und die Soldaten des Städtchens allarmiren mußte. Die Knaben kehrten sofort um, den Ihrigen die hoffnungsfrohe Nachricht zu bringen, daß ihnen ein Wagen begegnet sei — das bedeutete immerhin das Nahen der Hilfe zwei Stunden früher. Und zwei Stunden sind in einem Kampf mit den entfesselten Elementen eine Ewigkeit.

„Nehmt mich mit," rief Herbert und eilte ihnen nach. Der Sturm war ihnen entgegen, sie mußten oft über gestürzte Stämme klettern. Diese ungewohnte, furchtbare Anstrengung des hastigen Laufens machte

Herbert keuchen, er fühlte seinen Pelz als Last. Er warf ihn von sich. Immer schneller, immer angstvoller der Gefahr entgegen! Von der Höhe, wo gestern Abend Roderich gestanden, sah auch Herbert hinab. Ihm graute.

Wie das Ungeheuer sich wider den armen, kleinen sandigen Erdenfleck heranwälzte! Bis zum fernen Horizont nichts als Wogenschwall, in immer gleich rasender Gewalt herandonnernd gegen den Strand.

Er floh hinab ins Thal, durch das Dörfchen. Er war von Sinnen. Der Anblick hatte ihm jedes Nachdenken geraubt. Er wußte nur: jeden Augenblick konnte das Meer die Düne durchbrechen — er glaubte nur, dann würde es das Dorf und die Burg und sie in seinen Fluthen begraben. Er stürmte durch die Eingangspforte — er kam in die große Halle. Maria schrie auf, als sie ihn so blaß, so verwirrt, so keuchend sah.

„Wo ist sie?“ rief Herbert, in Angst vergehend.

Maria wies bebend die Treppe hinauf. Sie verstand nichts, sie begriff nichts — war der Doktor gekommen, um ihrer Herrin ein schreckliches Unglück zu melden — oder — sie sank in die Knie — war das Meer da und kam er, sie zu retten? Sie wollte ihm nach, sie konnte sich nicht erheben — ihm sagen, daß ihre Herrin noch schlafe . . .

Er floh hinan. Er riß eine Thür auf: ein öder, dunkler Raum gähnte ihn an. Eine andere Thür — wieder ein leeres Gemach. Die dritte: rosiges, mildes Licht schwamm ihm entgegen. Alles war still.

Wankend wie ein Trunkener trat er ein. Die Fenster waren verhüllt, der bleiche Morgen vertrieb hier nicht die friedliche Beleuchtung der Nacht. Sein erster Blick fiel auf ihr Lager — da ruhte sie unter den Purpurvorhängen, rosig im rosigen Licht. Sie regte sich nicht.

„Frau Baronin", rief er mit erstickter Stimme — „kommen Sie — es ist Gefahr — das Meer."

Sie hielt still die weißen, schmalen Hände unter ihrem Haupt verschlungen, zwischen dem marmornen Arm und dem marmornen Hals hindurch stahl sich die lange, schwarze, halbgelöste Flechte. Man sah an den Falten des dünnen Spitzengewandes, daß sie, ein Knie über das andere gelegt, ausgestreckt ruhte; unter dem Saum des Kleides sahen ihre Füße hervor.

Er kam näher, zitternd — nicht für sich, sondern vor dem Moment ihres Erwachens. Nicht einmal die Spitzen an ihrer zarten Brust bewegten sich von ihrem Athem, so ruhig schlief sie — todesruhig.

Draußen donnerte das Meer.

„Hanna!" schrie er plötzlich laut auf. Sie regte sich nicht. Er fiel neben dem Bett in die Knie, er

betastete ihren starren Körper, er legte sein Ohr auf ihr Herz, auf ihren Mund. Er hob ihren Kopf, er starrte ihr in das Gesicht.

„Todt!“ schrie er. Ja, sie schlief — todesruhig — er brauchte ihr Erwachen nicht mehr zu fürchten.

Sein gellender Schrei war hinabgedrungen zur alten Maria, sie kam, sie fand ihn auf den Knieen vor dem Bett, das Haupt im Schooß ihrer Herrin. Sie sah auf ihrer Herrin weißes, stilles Gesicht und auch sie that einen Schrei.

„Todt!“ wiederholte Herbert nach banger, schrecklicher Stille. Er richtete sich auf.

„Ich habe es immer geahnt“, jammerte die Alte, „daß sie einmal so plötzlich . . . ach Herr Doktor . . . sie war so krank und sagte es nicht. Ich wußte es doch.“

„Krank?“ fragte Herbert hohl, und sie merkwürdig ansehend, „krank — was fehlte ihr?“

„Sie hatte ein Herzleiden — auch ihre Mutter ist daran gestorben — nur nicht so jung und so sanft — die hat schrecklich gelitten — o meine Herrin, meine gütige Frau!“

Weinend sank sie auf die starre Gestalt.

Er erhob sich mechanisch, unfähig, ein Wort zu sprechen, einen Gedanken klar auszudenken. Da fiel sein Blick auf den Brief. Er nahm ihn — er las.

Für ihn -- für ihn — es wurde dunkel vor seinen Augen. Er trat unter die Lampe, zerriß das Kouvert — vor seinen Blicken schwammen die Buchstaben. Und er las, daß sie ihn geliebt, daß sie gestorben war, weil sie in seinen Augen Gegenliebe fand und weil ihr das Bewußtsein seiner Gegenliebe die Kraft zum Entsagen raubte. Und er las von ihrer Krankheit und er wußte, daß jene Dosis Opium ihr krankes Herz hatte stocken lassen.

Seine Gegenliebe aber, an welche glaubend sie in den Tod gegangen, war eine Lüge gewesen — Lüge, die seine Eitelkeit geboren. Sie war gestorben — ein Opfer seiner Eitelkeit!

Zum zweiten Mal brach er an ihrem Lager zusammen.

„Mörder!" rief ihm sein Gewissen zu. Es war, als dröhnten es ihm die Wände, die Luft, die Todte, das weinende Weib mit Posaunenschall zu: „Mörder!"

Wie lange Herbert so lag — er wußte es nicht. Er wünschte, daß er nie mehr zum Leben zurückkehren müsse. „Auch sterben!" Das war sein einziger Gedanke.

Da scholl ein Getön durch die Lüfte — man wußte nicht, kam es vom Himmel oder von der Erde — ein Getön, das die alte Burg erbeben machte in ihren Vesten. Maria floh ans Fenster.

„Das Meer!“ rief sie gellend. „Es hat die Düne durchbrochen!“

Auch Herbert fuhr auf. Er sah sie wie geistesabwesend an.

„Herr Doktor — das Meer — es wird das Dorf verschlingen!“

Einen Moment noch kämpfte er mit dem Bann um seinen Geist. Dann schoß ein Flammenstrahl aus seinen Augen.

„Wache, Weib!“ rief er. „Wache über ihren Leichnam!“ Er stürzte die Treppe hinab, zum Hause hinaus.

Weiber und Kinder, schreiend, mit Betten und anderen Dingen ihrer Habe beladen, stürmten schon den kleinen Burghügel empor. In der Burg schien ihnen wenigstens Sicherheit für ihr Leben zu winken.

Herbert stürmte weiter, die Fluthen umspülten schon den Fuß des Hügels und aus ihnen ragten, wie lauter kleine Inseln, die Dorfhäuser, an deren schwachen Mauern das Wasser höher und höher, in gräßlicher Schnelligkeit, dem Auge sichtbar, stieg. Noch wateten Männer zwischen den Häusern umher, die Fluth stieg bis an ihre Brust. Nicht aus allen Häusern waren Weiber und Kinder rechtzeitig entflohen. Jammernd sah man sie aus den Bodenfenstern die Arme strecken, oder in wahnsinniger Hast bestrebt, auf die Dächer zu

klettern. Aus den nächsten Häusern trugen die Männer auf den Schultern Kinder und todte Habe herbei. Aber der grause Egoismus, der im Kampf ums Leben immer wie aus der Hölle geboren aufflammt, eilte auch hier, die Nächstenliebe zu tödten. Jeder dachte an sein Haus, jammerte ob seines Unglücks.

Den ganzen vorigen Tag, die ganze Nacht hatten die Bewohner des Dorfes diese Stunde erwarten müssen und erwogen. Man war, soweit es die ärmlichen Hilfsmittel gestatteten, gerüstet, den Schrecknissen zu begegnen. Die steigende Fluth hob die im Sande liegenden und in der Nähe des Burghügels befestigten Nachen, an dem nahen, schrecklichen Ufer schaukelten sie und luden ein, die Rettung Jener zu unternehmen, welche in den von grausem Wogenschwall umbrandeten Häusern nach Hilfe schrieen. Und die Bewohner dieses rauhen Strandes kannten ihre Pflicht, mit ruhigen, wie aus Erz gegossenen Mienen, ohne Hast und doch schnell und sicher wurden die Nachen bemannt, die Taue durchhauen und mit Ruder und Stangen die schlimme Fahrt unternommen, hinaus auf die graufarbene, wühlende, von Schaum und Trümmer bedeckte Fluth.

Herbert drängte sich hinzu. Barsch und rauh wiesen die Fischer den Mann zurück, von dessen feinen Händen und schwachen Kräften sie mehr Störung als Hilfe erwarteten. Was wußten sie von dem wilden

Todesdurst seiner Seele! Menschenleben retten! Menschenleben! Ach und eins war doch durch ihn dahin. Herbert fühlte Kräfte in sich schwellen wie ein Riese und Muth wie ein Löwe.

Wer wollte ihn verhindern, Menschen zu retten und selbst den einzigen Hafen zu finden, in den hinein er seine schuldbeladene Seele noch retten durfte: den Tod!

Und so erzwang er sich mit Gewalt, was das Mißtrauen der starken, wassergewohnten und sturmfesten Männer ihm nicht gewähren wollte. Er sprang in den letzten der drei Nachen und schiffte mit hinaus.

Höher stieg das Wasser, es rann, kleine Wirbel bildend, rund um ragendes Baumgeäst, es gluckste unheimlich um die rothen Ziegelmauern der Häuser und netzte schon hier und da den Rand eines niederen Strohdaches. Grauenvoll blökendes und schreiendes Vieh trieb auf den schaumigen, wühlenden Wellen; hier fing sich die Wolle eines schwimmenden Schafes im braunen Astwerk einer entlaubten Pappel. Im Vorbeifahren gab ein Fischer im Boot, wo auch Herbert sich befand, dem Vieh einen Stoß in die Flanke — es zuckte, das Astwerk schnellte, seiner Last befreit, einen Augenblick klatschend in die Höhe — stumm verschlangen die Wasser das todte Thier. Ein Schauer des Mitleids rann durch Herbert's Glieder.

„Ehe es jämmerlich langsam ersäuft“, hatte der Fischer mit düsterem Augenblitz gesagt, da er den tödtlichen Stoß führte.

Mitleid — mit einem Thier? — Menschenleben galt es zu retten. Herbert's Pulse flogen, seine Augen flammten. Er beneidete die Fischer um ihre Gewandtheit und Kraft und wußte nicht, daß Jene erstaunt auf ihn blickten ob der Kräfte, die er zeigte. Der Kommandostimme eines alten, starken, finsteren Mannes gehorchend, welcher an der Spitze des Bootes stand, arbeitete Herbert mit den rauhen Genossen.

Was ist die Fahrt auf wildem, weitem Meer in Stürmen gegen die Fahrt auf den engen, unheimlichen Wasserpfaden zwischen sinkenden Dächern, weitausgreifenden Baumkronen, auf Wasserpfaden, wo schwimmendes Geräth, Vieh und Gehölz den Weg versperrt, wo irgend ein unsichtbares Verderbniß unter den Wellen dem schwanken Fahrzeug jeden Augenblick den Untergang bringenden Stoß geben kann. Aber Herbert dachte nicht, daß er und die mit ihm waren, von den Gefahren umlauert seien, er dachte nur den einen fieberheißen Gedanken: Menschenleben retten!

Und sein Gott war ihm gnädig. In der Stunde seiner tiefsten Noth gab er ihm keine Frist, qualvoll und unthätig in fruchtlose Verzweiflung zu versinken. Er forderte Thaten von ihm.

Aber Herbert wünschte selbst ein Gott zu sein, den Wogen Halt gebieten, alles Elend gut machen zu können. Wenn die Fischer und er von dem Dache eines umflutheten Hauses eine Familie errettet hatten, fand sein Mund die verheißendsten Worte und getrösteter schauten die armen Menschen auf den Mann, der ihnen gewiß Hilfe spenden oder vermitteln konnte.

Als alles Menschenleben in Sicherheit war, zogen die Männer immer von Neuem hinaus, um von der treibenden Habe zu erfischen, was ihre Nachen nur bergen mochten. Mit wunden Händen, mit pochenden Pulsen und wankenden Knieen schiffte Herbert immer mit auf der gurgelnden Wasserfluth. Seine Seele war nicht satt geworden von dem, was er zu thun vermocht. Erbärmlich und gering däuchte ihm die Hilfe, welche er den Männern des Dorfes zu leisten vermocht. Und wenn vor seinen Augen im Schwall lautlos ein Dachgiebel im runden Wogentrichter hinabgezogen ward, grollte es in ihm: Weshalb schont mich die Fluth? —

Vier lange Stunden, vier Stunden voll Todesnoth und übermenschlicher Heldenarbeit waren für die Bewohner des überflutheten Dörfchens hingegangen, als droben am Waldessaum die Feuerwehr und die Soldateska des Städtchens erschien. Nun wußte Herbert, daß es hier nichts mehr zu retten und zu helfen gäbe.

Uud er wankte noch einmal hinauf an das Lager, wo s i e in stummer Ruh den ewigen Schlaf schlief. Er blieb allein bei ihr.

Drunten in der Burg war Leben und Lärm, die Geretteten klagten um Verlorenes, hofften auf die Zukunft und priesen den Mann, der oben saß bei ihr, die um seinetwillen starb. Er hielt schreckliche Todtenwacht, er klagte nicht und hoffte nichts — still war es in ihm, wie in einem Grab.

Die rinnenden, gurgelnden Wasser umflutheten den Burghügel, hohl brauste der Sturm. Er fuhr ins Land hinein mit brausenden Schwingen und erzählte die uralte, schmerzvolle Geschichte von Schuld und Sühne.

XVII.

Vier Jahre waren vergangen.

Ein Maientag, ein wonnesüßer Maientag hauchte mit seinem sanften Odem die Knospen in des Meisters Garten an, daß sie sprangen und zu duftenden Blüthen wurden. Schwer hing der Syringen lila Traubenflor von den Büschen, der blühende Rothdorn hob seine Krone wie ein Riesenbouque in die weiche Luft und grüngoldig flimmerte das Buchenlaub von den alten Bäumen. Auf der sammetnen Rasenmatte ruhten wie bunte Kissen die kleinen vielfarbigen Beete mit Frühlingsblumen. Und an dem Malerhause kroch übermüthig von allen Seiten allerlei Schlinggewächs hinauf, der edle, strenge Bau nahm sich gar wunderlich aus, wie er halb verborgen und doch seine schönen Formen noch nicht versteckend, unter dem grünen Mantel hervorsah.

Für Jeden, der etwa draußen am Gitter vorbeischritt, sah der Garten noch ebenso heimlich, prächtig und wohlgeordnet aus wie in früheren Jahren. Aber wer drinnen auf den gelben Kieswegen wandelte, sah

leider, daß da und dort Rasen, Beete und Wege Spuren einer kleinen Zerstörung trugen, die der Herr und Wächter dieses Reiches, Möhling ehedem hart geahndet hätte, ja, die überhaupt Niemand zu unternehmen gewagt. Wer war da mitten durch jenes Stiefmütterchenbeet gelaufen? Wer hatte da im Weg einen ganz kleinen Graben gemacht und von winzigen Hölzchen eine Baude darüber gebaut? Wer von jenem blühenden Syringenbusch eine Gerte gebrochen?

Zwei Männer wandelten langsam an jenem Maientag um den Rasen, sie rauchten und plauderten und standen wohl auch plaudernd still, wenn ihr Gespräch gar zu eifrig ward. Der Eine von diesen sah aus, wie er vor vier Jahren, wie er seit langen Jahren immer ausgesehen: Meister Stephan hatte sich gar nicht verändert. Der Andere aber hatte einen stattlichen blonden Vollbart, der ihn männlicher erscheinen ließ, auf seiner Schulter glänzte in der Epaulette der Doppelstern des Hauptmanns.

Herr von Marthoff war seit vier Jahren zum ersten Mal in die Residenz zurückgekehrt, um seine Freunde zu besuchen.

„Sie wissen," begann er, nachdem sie von der Hausfrau beurlaubt, in den Garten gegangen waren, um ihre Cigarre nach dem Diner zu rauchen, „Sie wissen lieber Meister, daß ich mich damals sofort ver-

setzen ließ und schon abgereist war, als die Schreckenskunde von Hanna's Tod eintraf. Ich habe den Baron nicht wiedergesehen, was das Gerücht, was ein Brief erzählt, ist so kärglich. Von Ihnen hoffe ich des Genaueren nun von jenen Vorgängen zu erfahren, besonders auch eine Erklärung über die merkwürdige Thatsache, daß der Baron Sliko sich von seinem einzigen Sohn trennt, um ihn hier in Ihrem Hause erziehen zu lassen."

Ein Schatten von Trauer legte sich über des Meisters Angesicht.

„Was ich von diesen Dingen weiß, soll Ihrer treuen Freundesbrust anvertraut werden. Es sind freilich nur äußere Daten — den seelischen Zusammenhang dürfen wir vielleicht schweigend ahnen. Herbert war im Auftrag des Barones selbst nach Wolfsburg geeilt, um die Baronin vor Etwas zu bewahren, das ihr von jenem Roderich drohen solle. Er fand nur ihre Leiche. Was er damals an übermenschlichen Thaten vollbracht, erzählten ja leider genugsam die Zeitungen. Später kränkelte er lange an den Folgen dieses Tages, welcher ihm physisch und — ich weiß es — auch seelisch Dinge auferlegte, die kein Mensch im normalen Zustand seiner Kräfte zu leisten vermag. Der Baron zeigte sich erschütterter von dem Hinscheiden seiner Gattin, als ich erwartet hatte. Er wollte durchaus wissen, woran sie

gestorben sei. Herbert weigerte sich, die Sektion mit zu unternehmen; so leitete Höfler diese schreckliche Sache. Es stellte sich heraus, das Hanna einen schweren Herzklappenfehler gehabt, man meinte auch Spuren von Opiumgenuß zu erkennen, und wieder einmal geschah es, daß die Wissenschaft in ihrer Unwissenheit in Uneinigkeit gerieth. Zwei Aerzte behaupteten, sie sei in Folge jenes tödtlichen Fehlers am Herzen gestorben, zwei andere: in Folge einer Dosis Opium, welche ihr freilich nur jenes Herzfehlers wegen hatte schädlich sein können, da übrigens erwiesen war, das die Baronin zuvor nie dem Opiumgenuß gehuldigt.

Ihre Leiche ward nach dem schlesischen Gut der Familie Sliko gebracht. Herbert und ich standen mit am Grabe. Nie werde ich sein Angesicht vergessen, wie es in jener Stunde sich mir gegenüber befand. Wenn ich ein schilderndes Wort dafür finden sollte — ich vermöchte es nicht. Wenn Sie mich fragen, wie es auf mich wirkte, weiß ich nur das Wort: furchtbar! Groß und schauerlich, wie der Tod selbst! Und an dem Abend dieses Tages ging Herbert in das Zimmer des Barons, sie schlossen sich ein — was da gesprochen wurde, hat nie ein Mensch erfahren. Aber am anderen Tage schien Herbert's Antlitz gelöster, weicher gleichsam. Der Baron hatte einen Theil seiner alten Derbheit wiedergefunden — er ist eben ein Mann, den das

Dunkel höchst unbequem beunruhigt und seelich niedergedrückt, der aber einer Klarheit — sei sie noch so herbe für ihn — mit großem Phlegma begegnet. Der Baron sagte mir, daß er aus eigenem Wunsch und einem Wunsch der Todten folgend, seinen kränklichen Sohn noch auf mehrere Jahre hinaus in Herbert's ärztlicher Behandlung zu wissen wünsche, da er aber seinen Dresdener Haushalt ganz aufzulösen denke, so bitte er mich — weil ja Herbert als Junggeselle keinen Hausstand habe, wo ein Kind sein Recht finde — den Wolf zu mir zu nehmen, sobald unsere Hochzeit gewesen. Da gab es kein Besinnen. Ich wußte, daß meine Kleine auch freudig „ja“ gerufen hätte. Sie haben ihn gesehen, den Wolf — kann so ein Bengel von zehn Jahren froher, gesünder und klüger sein, als er ist? Sein Vater, den er jedes Jahr im Sommer besucht, hat denn auch allemal seine helle Freude an ihm.“

„Das Kind scheint allerdings sehr an Ihnen und Ihrer Frau zu hängen, kein Wunder, wenn man sieht, wie Sie Beide zu Kindern mit ihm werden,“ sagte Marthoff herzlich.

„Aber seine „große Liebe“ ist doch der Herbert — ich hoffe, er kommt heute zurück vom ärztlichen Kongreß, zu dem er gereist ist — da werden Sie sehen, wie das Kind ihn und er den Knaben liebt. Weiß

nicht, wie mir immer dabei wird — aber's kommt mir öfters feucht in die Augen, wenn ich die Beiden zusammen sehe," sprach der Meister leise.

„Von dem Herbert, wie ich ihn aus den Schilderungen Ihrer Frau und Ihren Worten mir denken muß, kann ich mir keinen Begriff machen," meinte der Hauptmann sinnend.

„Er ist sehr ernst — so ernst, daß ich von ganzem Herzen hoffe, daß für ihn noch einmal eine Sonne aufgeht, die ihn wieder lächeln lehrt. Wohl ist es groß, sein ganzes Dasein an die leidende Menschheit hinzugeben, wie er es thut. Marthoff — es war einmal eine Zeit, wo ich als Moralist vor ihm stand — Marthoff — weiß Gott — hab' öfters jetzt das Gefühl, als müßt' ich immer mein Barett abziehen, wenn er eintritt. Er soll auch einmal wieder an sich denken — das ist menschlich Recht für Alle."

Der Meister hatte sich in eine tiefe Bewegung hineingesprochen. Aber noch lag der feuchte Schimmer in seinen Augen, als auch schon plötzlich eine große Fröhlichkeit in seinem bärtigen Angesicht aufging.

Langsam um das Haus gegangen kamen ihrer Drei. Ein alter, schnauzbärtiger, schlohweißer Mann, ein junges, zartes Weib im einfachen Kleidchen, das schimmernde lose Haar nach Kinderart bloß mit einem schwarzen Bande zurückgehalten, und zwischen ihnen

ein kleiner, sehr derber, dreijähriger Bub', der einen großen, von struppigen, schwarzen Haaren bedeckten Kopf hatte.

„Stephan," schrie der Meister seinem Söhnchen entgegen, welcher ihm wahrhaft erschreckend glich. „Junge — willst Du es nie wieder thun?"

Der Junge riß sich los, lief auf seinen Vater zu und steckte den Kopf zwischen dessen Kniee, mit beiden Aermchen seine Beine umklammernd.

„Möhling," sagte Lilly lachend, „ist sehr böse, daß Du Stephan geschlagen hast, bloß weil er ein paar Theelöffel vom Tisch geschleppt und in die Regentonne geworfen habe. Möhling meint, er bringe ja jeden Abend Alles in Ordnung und suche Alles nach, da gehe es Dich garnichts an, was der Junge thut."

„So — und wenn der Bengel selbst mit in die Tonne fällt . . .?" fragte der Meister, Möhling strafend ansehend.

„Was der Stephan thut und läßt, ist meine Sache," sagte Möhling giftig, „so lange ich noch da bin, wird ihm wohl kein Unglück geschehen. Unterstehen Sie sich noch einmal, ihn zu schlagen — es hat der Frau weh gethan! Ich hab's gesehen — sie wurde roth. Komm Stephan — komm, mein Goldkind, wir wollen Soldat spielen, Du sollst auch General sein."

Er hob den Knaben auf seinen Arm. Der schlang seine Aermchen um den Hals des Alten und lehnte sehr zärtlich seine Wange an die runzelige seines Wärters. Trotzig machte Möhling kehrt und ging mit seinem Stephan auf den Rasen, wo Beide so laut und so wild tummelten, daß man über den Zerstörer in dem einst so eifersüchtig gehüteten Garten nicht mehr in Zweifel bleiben konnte.

Lilly schritt jetzt neben ihrem Gatten her.

„Ich begreife nicht," sagte Marthoff, „daß Sie sich diese Tyrannei von dem Alten gefallen lassen; sie ist zwar sehr komisch, muß aber doch auch oft lästig werden."

„Ob sie das ist," seufzte der Meister, „es war früher schon arg. Aber seit die Kleine ins Haus gekommen ist, wurde es zu schlimm. Erstens ist Möhling fest der Meinung, daß sie mich nur aus Rücksicht für ihn genommen hat; zweitens denkt er, daß er die kleine zarte Lilly immer vor seinem Bären von Meister beschützen muß; drittens macht er mir die schrecklichsten Vorwürfe, daß der Junge ebenso ein derber Unband ist, wie ich einmal war — es hätte eine goldhaarige kleine Lilly sein sollen; viertens liebt er den Jungen trotzdem so abgöttisch, daß fast kein anderer Mensch dem Kinde nahen darf und die Angst, daß Lilly durch das Kind, durch meine, gelegentlich doch selbst diesem

„Wunderkind" gegenüber nothwendige Strenge leiden könnte, ist geradezu krankhaft bei ihm. Und als Lilly einige Wochen nach des Kindes Geburt sehr krank war, schien es, als wollte er entweder verrückt werden oder mich umbringen."

Sie lachten alle Drei herzlich.

„Ich kenne ein Bild," begann Lilly, indem sie stehen blieb und mit leuchtenden Augen auf den Alten und das Kind drüben auf dem Rasen sah, „es kam aus eines berühmten Malers Atelier — es trieb allen Leuten, die es sahen, eine Thräne in das Auge und machte sie doch zugleich lächeln. Es stellte eine reiche Kinderstube dar, wo durch umherliegendes Spielzeug, Kleidungsstücke und dergleichen große Unordnung herrscht. Mitten im Zimmer saß ein schnurrbärtiger alter Soldat auf einem Schemel, neben ihm stand ein Waschbecken, er hielt in der einen Haud ein Schwämmchen, mit der andern drückte er einen zappelnden, schreienden Buben, den nur ein Hemdchen bekleidete, auf seinen Schooß nieder. Man sah, der Alte wollte das Kind waschen und ankleiden. „Meines Sohnes Kinderfrau" hieß das Bild."

„Und es war von Meister Stephan," fiel Marthoff lächeld ein, „ich habe genug von dem Bilde gelesen Ich hoffte es zu sehen."

„Mit Unlust habe ich mich davon getrennt und

dachte es nie zu verkaufen, aber wenn eine Kronprinzessin einen Wunsch ausspricht . . . .," rief der Meister.

„Ein Wagen — ein Wagen — ja es ist mein Herbert," jubelte Lilly auf; sie hatte durch die Büsche bemerkt, daß eine Droschke vor dem Gitterthor anfuhr.

Der Meister hielt sie zurück.

„Hast Du Esther gesagt, daß er käme — ist sie fort?"

„Nein," sagte Lilly hastig, „sie ist hinten in der Laube mit Wolf. Sie hat mir erklärt, sie werde bleiben."

Damit lief sie dem Bruder entgegen, so kindlich, so schnellfüßig, als ob sie noch immer die „Kleine" wäre.

„Wie so," fragte Marthoff verwundert, „meiden das Fräulein und Herbert sich so feindselig?"

„Ob es gerade Feindschaft ist, weiß ich nicht", versetzte der Meister diplomatisch. „Aber daß sie sich immer mit Sorgfalt aus dem Wege gehen, ist gewiß. Es wäre nicht sehr leicht in einer Stadt wie Dresden, aber es ist einem Manne gegenüber möglich, der, wie Herbert, jeden Tag nur seine eine bestimmte Stunde hat, die er hier mit dem Knaben verbringt. Seit wir verheirathet sind, haben sie sich nie gesehen."

„Höchst merkwürdig,“ sagte Marthoff, den Kopf schüttelnd.

Die Geschwister kamen des Weges daher, Lilly hing ihrem großen Bruder glücklich am Arm und sah bewundernd zu ihm auf. Für den ersten Eindruck däuchte es Marthoff, als habe Herbert sich gar nicht verändert, aber als er ihm dann nahe gegenüber stand und ihm wortlos innig die Hand schüttelte, sah er die tiefe Furche des Ernstes auf seiner Stirn, die Spuren rastloser Arbeit in seinem Antlitz, einige frühe Silberfäden in seinem braunen Haar.

Herbert sprach dann einige Worte der Wiedersehensfreude, fragte Marthoff theilnehmend nach seinen Zukunftsplänen und hörte, daß der Hauptmann im Herbst den Dienst quittiren, Landmann werden wolle und dann ernstlich an eine Heirath denke, worüber er sich schon eingehend mit Frau Lilly berathen habe. Aber während dieser Gespräche suchten seine Augen etwas.

„Wo ist Wolf?“ fragte er endlich.

„Er arbeitet in der Laube,“ sagte Lilly.

Meister Stephan wollte etwas hinzufügen, aber Lilly stieß ihn warnend mit dem Ellenbogen an.

Herbert schritt allein um das Haus, an dessen Hinterwand sich eine schattige Lindenlaube lehnte.

„Wolf!“ rief er schon, ehe er noch der dichten, grünen Laubwand nahe war.

Ein Jubelschrei antwortete ihm. Der Knabe kam herausgestürzt und warf sich seinem Freunde in die Arme.

„Mein Knabe!“ sagte Herbert innig. Seine Stimme zitterte, er strich die schwarzen Kraushaare von der Stirn des Kindes zurück. Mit einem Ausdruck voll unendlicher Liebe versenkte er seinen Blick in des Kindes jetzt ganz gesunde Augen — es waren die großen, dunkeln Augen Hanna's, aber sie lachten in Fröhlichkeit.

„Onkel Herbert — o, ich habe Heimweh nach Dir gehabt,“ klagte der Knabe.

„Wenn Du erst größer bist, nehme ich Dich mit mir. Was hast Du getrieben diese acht Tage? Laß sehen, ob Du gut und fleißig warst, ob Du immer daran gedacht hast, daß Du, das Andenken Deiner Mutter zu ehren, ein ganzer Mann werden mußt, damit auch Dein Vater in seinem Alter stolz auf Dich blicke.“

Mit diesen Worten schritt Herbert, die Hand auf die Schulter des neben ihm gehenden Knaben gestützt der Laube zu.

Der helle Sonnenschein fiel voll und gerade in die runde Thoröffnung der grünen Wölbung. Und in diesem Sonnenstrom stand Esther, über ihr Antlitz

zitterten die spielenden Schatten einzelner leicht bewegter Blättchen, ihre Hände streckten sich dem Kommenden entgegen.

„Esther!“ stammelte der tödtlich erbleichende Mann. Er wandte sich um und verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen. Sie aber, auch bleich wie er, trat leise an ihn heran, nahm seine Hände und sprach:

„Einmal mußte diese Stunde kommen.“

„Nie — nie,“ murmelte er, „auf diese Barmherzigkeit hatte ich gehofft! Ich redete mir ein, daß das Entsagen minder schwer sei, wenn meine Augen nie mehr auf die schauten . . .“ Er brach ab.

„Und weshalb denn entsagen — immer noch entsagen?“ flüsterte sie.

„Esther —,“ er sah sie ungläubig an. „Es kann nicht sein — damals, Esther, schrieb ich Dir — Alles — Alles! Du weißt, es kann nicht sein.“

Sie sah ihn an, fest in schrankenloser Liebe.

„Es soll!“ sprach sie feierlich. „Was sagte mein sterbender Vater: Esther sei nicht hart — gutes Leben löscht böse Thaten aus! Siehe, hier stehe ich und bitte: Verzeihe mir! Denn ich habe auch gesündigt an Dir! Jetzt aber weiß ich, daß es Keinen unter uns giebt, der nicht einmal seiner Schwachheit unterläge, für die Deine hast Du schwer — so schwer gelitten, daß mein Leben nicht ausreicht, Deine Wunden zu lindern.“

Er sank an ihr hernieder und legte seine Stirn auf ihre Hände.

„Esther," murmelte er, „Du weißt, daß ich Dich liebe — liebe, wie nur ein verwundetes Herz lieben kann! Aber Du weißt, daß mein Leben nicht mir gehört und daß ich es deshalb nicht Dir schenken kann. Die leidende Menschheit fordert es von mir! Das Kind der Todten fordert es von mir!"

Sie hob ihn auf. Ein himmlisches Lächeln ging über ihr bleiches Gesicht.

„Und sie sollen es haben!" rief sie begeistert, „Dein ganzes Leben und das meine dazu. Mit Dir, Herbert, neben Dir, Herbert, will ich arbeiten und streiten wider das Leid! Laß mich mit Dir theilnehmen an Deinen heiligen Pflichten — das ist mein Recht, denn ich liebe Dich — ich liebe Dich!"

Da nahm er das Mädchen an seine Brust, ihr starkes Herz voll Liebe und Muth klopfte an dem seinen. Eine göttliche Ahnung von Frieden und Trost tagte über der Nacht der Vergangenheit. Das Kind Hanna's aber, welches staunend bei der Seite gestanden, schlich herbei und legte zärtlich, glücklich sein dunkles Haupt an Herbert, während es zugleich seinen Arm um Esther schlang.

Ende.

Boy=Ed am meisten erinnert. Es offenbart sich in diesem Werke ein Geist, der es ernst meint mit der Kunst und dem Leben und uns zwingt, an die Gestalten zu glauben, die er mit schöpferischer Kunst vor uns entstehen läßt und — je nach ihrer Art — in leidenschaftlichem Kampfe oder in selbstgefälliger Behaglichkeit sich entwickeln läßt. Den neuen Roman „Männer der Zeit" wird niemand zu lesen anfangen, ohne sich sofort gefesselt zu fühlen, und kein denkender Leser aus der Hand legen, ohne einen tiefen nachhaltigen Eindruck davon zu bewahren.

„F. v. Bodenstedt i. d. Tägl. Rundschau."

. . . Die Frauengestalten des Romans sind wahr und vortrefflich gezeichnet. Alle Vorzüge des Verfassers, Feinheit des Dialogs, geistvolle Composition, logische Durchführung eines consequenten Planes, wie spannende, an keiner Stelle ermattende Handlung, machen das Buch zu einer ebenso fesselnden, als geistig anregenden Lektüre.

„Neue Börse."

. . . Die von der ersten Seite an spannende Erzählung zeigt leidenschaftliche Wärme und dramatische Kraft, die den Leser willenlos mit sich fortreißt.

„Börsen=Courier."

. . . Alle Vorzüge, die einen guten fesselnden Roman kennzeichnen, finden sich in Boy=Ed's „Männer der Zeit", die ein ausgezeichnetes Talent des Verfassers bekunden, vereinigt. „Ueber Land und Meer."

Gleich günstig äußerten sich: „Nation", „Echo", Frankf. Zeitg.", „Deutsche ill. Zeitg.", „Danz. Ztg.", „Gegenwart", „Frauenzeitung" u. A.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz=Leipzig.

Seine Schuld

Bd.: 2. Band

1885